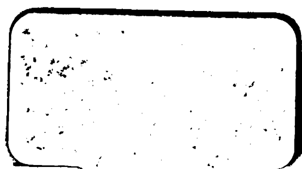




Chr. Kroll Laporte.

Briefwechsel und Gespräche

Alexander von Humboldt's

mit

einem jungen Freunde.

Aus den Jahren 1848 bis 1856.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1861.

Vorwort.

Indem ich die nachstehenden Gespräche und Briefe der Oeffentlichkeit übergebe, glaube ich eine Erklärung über die Form ihrer Entstehung, sowie über die Gesichtspunkte schuldig zu sein, welche mich bei der Herausgabe geleitet haben. Eine solche Erklärung ist um so unerläßlicher, als sachliche Rücksichten mich bestimmen, meinen Namen zurückzuhalten und bei dem scheinbaren Mangel moralischer Verantwortlichkeit, welcher diesem Umstande anhaftet, die Frage nach Beweisen der Authenticität doppelt gerechtfertigt ist. Allerdings könnte ich mich, im Allgemeinen, auf die Mitwissenschaft der Verlagshandlung und, für die Briefe, auf die Originalmanuskripte, für die Unterredungen, auf deren innere Evidenz allein, berufen. Doch so fest ich dem Eindruck der letzteren vertraue und so wenig ich an der richtigen Deutung der, in meinen Mittheilungen selbst liegenden, Motive zur Verschweigung meines Namens zweifle, ebenso

dringend scheint es mir im Interesse der Sache geboten, dem Inhalt alle diejenigen Kommentare hinzuzufügen, welche dem Glauben an seine ursprüngliche Echtheit Gewicht verleihen können.

Ich bemerke daher, daß sämmtliche hier mitgetheilte Unterredungen mit Alexander von Humboldt meinem Tagebuche entlehnt sind, worin ich sie entweder unmittelbar, oder wenige Tage nachdem sie stattgefunden, aufzeichnete. Was mich zunächst zur Aufzeichnung bewog, war vor Allem die große, lebendige Wirkung, welche jede persönliche Berührung mit Humboldt in mir zurückließ. Zu diesem, keiner Erklärung bedürfenden, Motiv gesellte sich wie von selbst, der leicht begreifliche Wunsch: die geistreichen Worte, die edeln Gedanken, die prägnant charakteristischen Bemerkungen des einzigen Mannes, die ich das Glück hatte aus seinem Munde zu vernehmen, nicht in allgemeine Eindrücke verschwimmen zu lassen, sondern, so viel ich von ihrer Fülle zu fassen vermochte, in ursprünglicher Form, zu dauernder Erinnerung, festzuhalten. Weitere Absichten lagen mir während jener Jahre fern und die gegenwärtige Sammlung ist, als Ganzes wie in ihren einzelnen Theilen, die erste und einzige Veröffentlichung meiner Erinnerungen an Humboldt.

Einige Monate nach Humboldt's Tode faßte ich, in Folge wiederholter Durchlesung der in meinem Besitz befindlichen Aufzeichnungen und Briefe, den Plan, dessen fertige Gestalt ich nun in dem vorliegenden Buche darbiete. Aeußere Verhältnisse nicht weniger als eine innere Scheu zögerten jedoch die Ausführung hinaus und erst durch das Erscheinen des Briefwechsels Humboldt's mit Varnhagen gelangte jener früher gehegte Vorsatz zur Reife.

Nur eine Ueberzeugung konnte nach dem, der Veröffentlichung des genannten Briefwechsels folgenden, Erdbeben der Gemüther, mich zu der Wiederaufnahme meines Planes bestimmen, die nämlich: daß ich nicht allein interessante Beiträge zu Humboldt's Meinungen und Denkweise, sondern etwas in jenem Werke nicht Enthaltenes, Neues zu bieten hatte: eine, aus mehrjährigem persönlichen Verkehr geschöpfte, individuell treue Darstellung von Humboldt's Persönlichkeit, ein glänzendes Beispiel und Monument jener vollendeten Humanität seiner reichen Natur, die, unauflöslich verknüpft mit seiner wissenschaftlichen Größe, ihn über alle Zeitgenossen emporhob. Ein solches Beispiel, in detaillirten Zügen ausgeführt, schien mir ein nicht unwichtiger Beitrag zu der Geschichte seines Lebens.

Indeß noch ein andres Motiv wirkte bestimmend mit. Wenn die Meinung über den Varnhagen'schen Briefwechsel sich in den heftigsten Widersprüchen geäußert hatte, so glaubte ich, daß es nur eine Stimme werde geben können über den charakteristischen Inhalt meiner Mittheilungen und die Herausgabe schien mir, in diesem Bewußtsein, zugleich die Erfüllung einer öffentlichen Pflicht und ein Tribut des Dankes gegen die Manen des väterlichen Freundes.

Dem angedeuteten Gesichtspunkt folgend, habe ich auch solche Briefe und Bemerkungen Humboldt's aufgenommen, worin seine freundschaftliche Theilnahme sich in schmeichelhafter Form für mich aussprach. Ich selbst erkannte in solchen Aeußerungen nie etwas anderes als den edeln Geist des großen Mannes, dem es eine selbstlose Befriedigung gewährte, den ernst vorwärts Strebenden zu ermuthigen und zur Beharrlichkeit anzufeuern. Und daß es mit diesem Verhältniß zur Sache Ernst gemeint sei, glaubte ich durch nichts besser beweisen zu können, als indem ich die anonyme Herausgabe der Auslassung von Thatsachen vorzog, welche Humboldt's Charakter in zu glänzendem Lichte zeigen, als daß, in der Vorstellung des Lesers, auch nur der ferne Verdacht von Motiven der Eitelkeit und des Selbstlobes sich ihnen beimischen dürfte.

Zum Schluß bemerke ich, daß ich die, von Humboldt gelegentlich erwähnten, an ihn gerichteten Briefe, aus dem einfachen Grunde nicht mitzutheilen vermag, weil ich keine Abschriften besitze, alle zum bessren Verständniß meiner Mittheilungen erforderlichen Notizen aber in kurzen Zwischenbemerkungen eingeschaltet habe. Wenn übrigens, bei dem Uebertragen der fliegenden Blätter eines Tagebuchs in die strengere Form einer literarischen Komposition, der Styl hie und da Aenderungen erleiden mußte, so waren dieselben stets der gewissenhaften Treue untergeordnet, mit welcher ich, in allen wesentlichen Dingen, besonders aber in den Aeußerungen Humboldt's, festhielt an der ursprünglichen Form meiner Aufzeichnungen. Die, bei dem Niederschreiben dieser Blätter erneuerte, Erinnerung war für mich in Wahrheit eine Palingenesie der Vergangenheit, von der sie erzählen; und mein Zweck ist erreicht, wenn es mir gelungen ist, den lebendigen Abglanz dessen zu schildern, was ich erlebte.

London, 25. Sept. 1860.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Briefe und Gespräche aus den Jahren 1848—1850.

Zweite Abtheilung.

Briefe und Gespräche aus den Jahren 1851—1852.

Dritte Abtheilung.

Briefe und Gespräche aus den Jahren 1853—1856.

Erste Abtheilung.

Briefe und Gespräche aus den Jahren 1848—1850.

Entstehung meiner Bekanntschaft mit Humboldt.

Im Spätsommer des Jahres 1848 besuchte ich, als Student, von Bonn aus, meinen Großvater, den Bischof **, der, am Abend eines vielbewegten Lebens, sich kurz zuvor in die Einsamkeit seines Landsitzes, in der Nähe von Potsdam, zurückgezogen hatte. Es war die Fluthzeit politischer Aufregung in Deutschland und von politischen Diskussionen wurde auch die sonst so festlich heitre Stille des gastlichen Hauses, das Schweigen der Schattengänge des umgebenden Parks, die ich, während jener denkwürdigen Tage, in Begleitung des edlen Greises, so oft durchwanderte, häufig unterbrochen. Seine strebende Jugend und, in rascher Folge, der Beginn seiner praktischen Thätigkeit, waren zusammengefallen mit der Epoche der Revolutions- und der Freiheitskriege, und unter dem Eindruck der neusten Weltereignisse hatte sein hohes Alter sich noch einmal in der energischen Empfindung patriotischer Sympathien verjüngt, von deren reformatorisch-kühner Begeisterung in jenen Jahren seine Reden „Ueber Deutschlands Wiedergeburt" ein historisches Zeugniß ablegen. Die später

aufgedunkelten Gewitterwolken waren von seinem Horizonte verschwunden. Sein Blick erhellte und erweiterte sich in stätigem Fortschreiten. Ungleich so vielen seiner Standesgenossen, sah er noch immer in der Religion eine Kampfgenossin der Freiheit, in der Freiheit die Bedingung der Wohlfahrt des Vaterlandes.

Doch nicht als die kampfbereite, waffengerüstete Kriegsgöttin allein erschien uns die Gegenwart. Die philosophische Ruhe der Umgebung, ein innres Bedürfniß, die Nähe akademischer Erinnerungen führte uns ebenso oft zu Betrachtungen wissenschaftlicher Natur, besonders aus dem Gebiete der Wissenschaft, deren speziellem Studium ich mich gewidmet hatte: der Geschichte. Von der Anschauung der letzteren kamen wir dann nicht selten auf die Naturwelt und den bildenden Einfluß fortschreitender Welterkenntniß auf die menschlichen Schicksale. Große Namen aus alter und neuer Zeit wurden genannt und der Fortschritte gedacht, deren das Kulturleben der Menschheit, vor Allem seit dem Ende des letzten Jahrhunderts, sich zu erfreuen gehabt habe.

Bei solcher Gelegenheit war es, daß ich eines akademischen Kränzchens erwähnte, gestiftet von mehreren meiner Freunde in Bonn, zum Zweck gemeinsamer Lektüre und Erklärung des „Kosmos" und daher bekannt unter dem Namen „Kosmisches Kränzchen". Das Erscheinen des „Kosmos" war damals noch ein verhältniß-

mäßig neues Ereigniß und so groß und weltberühmt Alexander von Humboldt, seit fast einem halben Jahrhundert, im Reiche der Wissenschaft geglänzt hatte; so vollendete doch, besonders in Deutschland, Nichts so sehr seine Popularität und die allgemeine bewundernde Anerkennung seines Genius als der Eindruck dieses unsterblichen Werks seines späten Alters. Sein Name war mehr als je in Aller Munde. Der von ihm ausgegangene Impuls gab der Bildung der Nation eine neue Richtung und rief recht eigentlich unsre populäre naturwissenschaftliche Literatur ins Dasein. Ich hatte, seit die Gestalt von Humboldt's Leben mir zuerst in allgemeinen Umrissen bekannt geworden, wie so Unzählige, mit dem Gefühle stolzer Bewunderung auf ihn hingeschaut, einem Gefühl, welches sich steigerte, je klarer jene Umrisse sich aufhellten, je vielseitiger ich es lernte seinen Genius zu verstehen. Und als nun unser Gespräch sich auf ihn wandte, erzählte ich mit Wärme von dem Freundeskreise, der ihm zu Ehren sich gesammelt und gebildet hatte; von den heitern geselligen Abenden, wo die begeisterte Verehrung für Humboldt, den großen Reisenden, den Autor des „Kosmos", den ehrwürdigen Nestor der Wissenschaft, gleichsam den Vorsitz führte; von den auf dem Observatorium verlebten hellen Sternennächten und der gemeinsamen Beobachtung des Nachthimmels in der Sternschnuppenperiode des August, zu denen unsre Kosmischen Studien auch mich, den nicht

speziell mit Naturwissenschaften beschäftigten, inspirirt hatten. Die Thatsache, daß mein Großvater zu Humboldt seit längerer Zeit in persönlicher Beziehung gestanden, erhöhte das Interesse der Unterhaltung. Denn Fragen nach Humboldt's Persönlichkeit, seiner Lebensweise, seinem gegenwärtigen Ergehen gaben nun Veranlassung zu weiteren Mittheilungen und die örtliche Umgebung von Potsdam, Sanssouci, Berlin, Namen, so eng mit der Geschichte seiner letzten dreißig Jahre verknüpft, erinnerten gleichsam an den Einfluß seiner persönlichen Nähe. Bald darauf kam mein Großvater mir mit der Anerbietung entgegen, mich bei ihm einzuführen und in Folge seiner Empfehlung hatte ich einige Tage später, kurz vor meiner Abreise von Potsdam, meine erste Zusammenkunft mit Humboldt.

Erste Zusammenkunft.

Potsdam, 4. Sept. 1848.

Humboldt wohnte damals, wie gewöhnlich während der Sommermonate, im königlichen Schlosse in Potsdam. Die verabredete Stunde war gekommen und dorthin machte ich mich denn auf den Weg, erwartungsvoll, wie im Vorgefühl eines großen unverhofften Ereignisses in meinem Leben, aber mit hochschlagendem, freudig bewegtem Herzen. Ich fand den Bedienten im innern Hofe meiner wartend, die Wendeltreppe war rasch erstiegen, die Thüren öffneten und schlossen sich — ich trat zu Humboldt ein. Ein geräumiges, schattiges Zimmer, durch ein breites Bogenfenster angenehm erhellt; die für das einfachste Bedürfniß erforderlichen Meubeln; einige Porträts im Renaissance-Typus an den Wänden, große und kleine Tische voller Bücher, Mappen und Papiere: auf den ersten Blick das Zimmer eines Gelehrten; — und am Arbeitstisch, dem Fenster nahe, Humboldt, mit Schrei-

ben beschäftigt. Ich kannte mehrere seiner Porträts und war mit einer aus diesen geschöpften Phantasievorstellung zu ihm gekommen. Genau erinnerte ich mich des vortrefflichen Bildes von Gérard, gemalt bald nach Humboldt's Rückkehr von Amerika, im Jahre 1805; noch lebhafter war L'Allemand's großes Porträt mir im Gedächtniß. Aber vor dem lebensvollen Gefühl seiner persönlichen Nähe verblaßten nun die Farben und Umrisse, welche die Erinnerung seinem Bilde geliehen und in erster Frische erschien er mir, als er sich erhob, auf mich zuging und mich in der zuvorkommendsten Weise begrüßte. Obgleich ich von Humboldt's kleiner Statur schon vorher gehört, hatte ich mir doch, wie unwillkürlich, seine Gestalt Jupiterartig höher gedacht; dagegen übertraf die großartige Genialität seiner Züge meine Erwartungen. Er war (wie immer, wenn er Besuch erwartete) in Frack und weißem Halstuch. Mir freundlich die Hand reichend und meine verlegene Anrede: „Excellenz haben die Güte gehabt 2c." — kaum bemerkend, nöthigte er mich aufs Sopha, nahm selbst einen Stuhl daneben ein und ging frisch in medias res. „Sie sind ein Enkel des Bischofs **, Sie haben in Bonn Geschichte studirt". Bald war ich mitten im Erzählen: welche Professoren, welche Kollegien ich besucht, inwiefern ich mich an dem geselligen Leben der Universitätsstadt betheiligt; und Erwähnung geschah, wie natürlich, auch bald jener Festtage des „Kosmischen Kränzchens" und der Ver-

ehrung für ihn, aus welcher dasselbe hervorgegangen. Humboldt schaltete dann und wann eine Frage, eine Bemerkung ein. Dann, nachdem er eine Weile freundlich aufmerksam zugehört, erkundigte er sich, welche Universität ich zur Fortsetzung meiner Studien zu beziehen gedenke; ob vielleicht Berlin? Dies war für mich eine Veranlassung die Konflikte politischer und wissenschaftlicher Sympathieen zu berühren, worin die jüngst verflossenen Monate mich umhergeworfen. Die augenblickliche Stimmung Berlins sei mir in Rücksicht darauf widerstrebend; ich denke eher an Leipzig oder an Heidelberg.

Wir kamen darauf noch einmal auf die Bonner Professoren zurück und Humboldt äußerte sich besonders über Welker in rühmenden Worten. Weniger anerkennend sprach er von Dahlmann, besonders hinsichtlich der von diesem gespielten politischen Rolle. „Dahlmann", sagte er, „hätte sein Katheder an der Universität nicht verlassen sollen. Er hat sich durch sein politisches Wirken sehr geschadet. Schon sein „System der Politik", welches eine Normalverfassung nach Englischem Muster aufstellen will, ist eben darin etwas Abnormes. Denn die Verfassung eines Volkes zum Ideal erheben, heißt doch die nothwendigen Modifikationen der historischen Verhältnisse außer Augen setzen und die Bedeutung der eigenthümlichen Entwicklung jeder Nationalität gewissermaßen negiren. Grade die Englische Verfassung, so ausgezeichnete Elemente der

Freiheit sie auch enthalten mag, ist, mit den mannigfachen Anschwemmungen der Zeit, doch gleichsam ein ganz insulares, oceanisches Produkt, das von den mehr vulkanisch entwickelten Kontinentalstaaten nicht ohne weiteres nachgeahmt werden kann". — Dann auf Deutschland und die politischen Konsequenzen der deutschen Geschichte übergehend, bemerkte er: „Was speziell Deutschland anbetrifft, so scheint dasselbe, mit seinen vielen Kulturcentren und seinem Mangel einer politischen Hauptstadt, am meisten unter den germanischen Nationen von dem antirömischen Prinzip der Decentralisation durchdrungen, worin es dem alten Griechenland und dem neueren Italien verwandt ist. Die Aufgabe, welche es zu lösen hat, ist offenbar: jene beiden Elemente, der Kultur und der Politik, ohne Nachtheil beider zu verschmelzen, statt wie bisher die Politik zu vernachlässigen über Bestrebungen allgemeiner Kultur."

Indem eine Pause entstand, fragte Humboldt: aus welchem Theile Deutschlands i ch gebürtig sei; und sogleich erinnerte er sich seines Besuchs im Teutoburger Walde und erwähnte rühmend das merkwürdige Naturphänomen der Eggestersteine in der anmuthigen Teutoburger Hügellandschaft — — Wie schien er in der ganzen Welt zu Hause! wie leicht und rasch strömte der Fluß seiner Rede! mit wie ungezwungener Plastik bildete sich die Form seiner Sätze und Gedanken! Mit geschlossenem Auge hätte man glauben können, einen Dreißiger zu hören. Aber

auch wenn ich ihn ansah, wenn ich das weiße Haar und die etwas gebeugte Haltung des fast Achtzigjährigen betrachtete, kam mir keinen Augenblick der Gedanke: daß ich einen „alten Mann" vor mir habe. Ehrwürdig und von humaner Schönheit war seine Erscheinung und unwillkürlich bewundernd ruhte der Blick immer wieder auf der hohen genialen Forscherstirn, auf den großartigen Formen der von Heiterkeit und Wohlwollen beseelten Gesichtszüge, auf dem geistvoll beredten Munde, dem der klare Blick seiner blauen Augen doppeltes Leben verlieh. Er schien mir nicht allein die Natur durchforscht, sondern auch ihre Kraft und Jugend in sich aufgenommen zu haben.

Doch solche Reflexionen erwachten erst später. Jetzt war es Zeit ihm zuzuhören, „jeder Zoll ein Ohr". Ich erwähnte, daß ich meine Reise nach Hamburg, Helgoland und Bremen auszudehnen denke. „Ah, das ist recht", sagte er, „daß Sie nach Helgoland gehen! Ich selbst erinnere mich noch mit Freuden der Zeit als ich dort war und es ist doch schon lange her; ich glaube, die Menschen waren grade etwa von der Sündfluth trocken geworden. Alles paßt dort zu einander: Felsen, Düne, Meer — und die Stürme sind herrlich. Auch macht man ringsumher fortwährend interessante Entdeckungen. Sehen Sie nur einmal!"

Er zog von seinem Schreibtisch ein, wie mir schien, ganz neues Heft Abbildungen. „Hier", fuhr er fort, „er-

scheint der Meerstern in wenigstens sechzig Metamorphosen aufgefaßt, die man alle bei Helgoland findet. Diese Gestalt hätte die Natur wohlfeiler machen können. Denn betrachten Sie alle Ausdehnungen und Kontouren nach allen Seiten; und was bleibt zuletzt übrig? Eben nur die rund gezackte Gestalt des Sterns; alles Andre fällt ab". Die reihenweise zusammengestellten Zeichnungen waren in der That interessant zu verfolgen. Aber wie viel merkwürdiger mußten sie mir noch erscheinen in solcher Nähe! Neben mir der große Humboldt, auf etwas näher gerücktem Stuhl; unsre Köpfe vorn übergebeugt, dicht nebeneinander, er mit seinem Finger zeigend und erklärend. Eine froh bewegte Heiterkeit erfüllte mich; der letzte Rest von Befangenheit war verschwunden und ich sprach wie mit einem altbekannten, gütigen Freunde. Er fragte theilnehmend nach meinen Familienverhältnissen und hörte aufmerksam zu, indem ich von der augenblicklichen Zersplitterung unsres Kreises durch alle Theile Deutschlands erzählte. „Nun", sagte er heiter, „das ist freilich nicht so weit als der Mississippi vom Orinoco; allein es ist doch immer etwas. Uebrigens verschwindet gegenwärtig der Raum durch Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen in überraschend schneller Progression. Man kommt jetzt in zehn Tagen nach Boston und Philadelphia. Wie anders waren dagegen Abschied und Entfernung früherer Zeit!"

Nach einer Weile stand er auf: er müsse mich für

heute entlassen, da er über kurz in Geschäften nach Berlin fahre. Ich sprang gleichfalls empor und drückte ihm meine Freude aus, daß ich ihn so frisch und jung gesehen, meinen Wunsch für eine lange ungestörte Fortdauer so herrlicher Körper- und Geisteskraft in der Zukunft. „Ja", sagte er, „man muß sich an die Jugend halten! Das ewig Jugendliche ist es ja, wohin wir Alle streben. Ich werde 1850 achtzig Jahre alt. Meine Verpflichtungen gegen den König dauern fort. Dennoch arbeite ich, bei fast fortwährendem Wohlsein, noch gewöhnlich bis 2 oder 3 Uhr Nachts. Vor einigen Wochen schickte ich anderthalb starke Bände zum Druck ab. Auch die Bewegungen der Zeit halten mich nicht vom Arbeiten zurück. Die Meisten haben sich über das, was gekommen ist, erschreckt; das habe ich nicht gethan. Ich sah lange vorher, daß es so kommen mußte; nur hätte ich gewünscht, daß es auf andre Weise gekommen wäre. Man hätte vor sieben, acht Jahren anfangen sollen zu koncediren; man hätte von oben dem Drange der Zeit folgen sollen, statt sich ihm entgegenzustemmen, wo denn endlich alle Schleusen gewaltsam brechen mußten. Ich bewahre aber trotz alledem die Gewißheit des Guten: es wird sich Alles wieder ins Gleiche setzen". Ich erwiderte ihm: wer sich so zu allen Zeiten seines Lebens frei und jung bewahrt habe, wie er, der könne am Ende in jeder Zeit leben. „O nein!" rief er lebhaft, „ich freue mich, diese Zeit noch

gesehen zu haben". Alles das und mehreres Andre sprachen wir stehend. Endlich reichte er mir wiederholt die Hand und sagte: „Wenn Sie bei meiner Rückkehr noch hier sind, so wird es mir Freude machen, Sie wieder zu sehen; und wenn wir uns irgendwo in der Welt am Leben treffen, so besuchen Sie mich". Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte; mein ganzes Herz zitterte von glücklicher Begeisterung. Ich drückte die dargebotene Rechte herzhaft, sah noch einmal in die glänzenden Augen und verließ das einfache Zimmer, das der große Mann bewohnt.

Zu Hause mußt' ich natürlich erzählen und ich war von den zwanzig Minuten bei Humboldt gehoben genug, um wohl sprechen zu können. Es war mir nicht, als hätte ich Monate oder Jahre verlebt; es war mir, als wäre ich aller Zeit entrückt gewesen, als hätte ich, in Anschauen versunken, vor einem Idealbilde gestanden; und jene Gefühle erhöhten Daseins, die, nur zu empfinden, aus hohen Kunstwerken in uns einströmen, waren in mir wach geworden. Ja, ich hatte, wenn Humboldt sprach, oft den Eindruck einer erscheinenden Persönlichkeit verloren; denn seine Worte schienen mir leicht und frei gestaltet, wie in der eigensten Form des Gedankens. Nur das warme Gefühl seiner humanen Güte erinnerte mich wieder an das Persönliche.

Das Ganze gewährte mir eine Befriedigung, wie sie

dem Menschen selten zu Theil werden. Was sind, gegen Minuten in solcher Nähe verbracht, die Tage und Wochen des gewöhnlichen Lebens! Alles Große, Edle, Menschliche in uns erhebt sich, wie von Geisteshauch berührt, und wenn wir daran zurück denken, können wir sagen: wir haben gelebt.

Zwei Tage nach meiner Zusammenkunft mit Humboldt brachte die Post einen Brief von ihm an meinen Großvater; ein Ereigniß, welches in der ersten Frische persönlicher Eindrücke, mit doppelt anregendem Interesse auf mich wirken mußte. Zum erstenmale sah ich ein geschriebenes Blatt von seiner Hand, bedeckt mit den, später so wohl bekannten, damals aber auf den ersten Blick alterthümlich, geheimnißvoll, hieroglyphisch scheinenden Schriftzügen. — Es hieß: die langjährige Gewohnheit Humboldt's während seiner großen Reisen, inmitten der Natur, die er durchforschte, auf dem Ocean, in der Steppe, in der öden Gebirgslandschaft und der Wildniß des Urwaldes, mit der Mappe auf den Knieen schnell und eifrig zu schreiben (eine Gewohnheit, die er auch im Studirzimmer, bis ins hohe Alter, nie ganz aufgab), sei die Veranlassung gewesen zu der auffallenden Erscheinung seiner, in engen Reihen und eigenthümlich verschlungener Form, von unten nach oben ansteigenden Manuskripte. Den verbor-

genen Sinn dieser Linien zu entziffern, welche reizvolle Beschäftigung! und dazu die erwartungsvolle Spannung: ob und in welcher Weise er in seinem Briefe meines Besuches erwähnen würde!

Endlich war, mit Ausnahme eines zweifelhaften Wortes, der ganze Inhalt bemeistert und aus den Händen meines Großvaters ging der Brief, zur Erinnerung an jene Tage, in meinen Besitz über. Obgleich nicht an mich gerichtet, darf er schon deßhalb an dieser Stelle nicht fehlen, weil, in den nachfolgenden Briefen und Gesprächen, Humboldt wiederholt andeutend auf den Eindruck zurückkommt, dessen er damals in bestimmten Worten gedacht hatte.

Humboldt an den Bischof *.

Erlauben Sie, verehrungswürdigster Herr Bischof, daß ich, wenn auch nur in wenigen, nicht ganz leserlichen Zeilen, Ihnen meinen freundlichsten Dank für Ihr schmeichelhaftes Andenken darbringe. Die Jugend, als das neue Geschlecht, tritt auf in einer zukunftschweren Zeit. Mehr als je muß neben der Intelligenz gepflegt werden, was der Gesinnung und der Stärke des Charakters angehört. Die Geschichte lehrt, daß man in dem ewig vorgeschriebenen, geheimnißvollen Entwickelungsgange der Menschheit, nicht an der Gegenwart verzagen müsse. Ihr Enkel ** hat mir sehr angenehme Eindrücke von jugendlicher Frische, Herzlichkeit des Gemüthes und ernster Lernbegier hinterlassen. Möge er dies Alles bewahren und pflegen. Mit der innigsten Verehrung

Ew. Hochwürden

gehorsamster

A. v. Humboldt.

Potsdam, den 6. Sept. 1848.

Zwischenzeit, 1848—1849.

Meinen Plänen gemäß ging ich, im Herbst 1848, zur Fortsetzung meiner Studien nach Leipzig. Ich erlebte dort die trüben Novembertage der Todtenfeier Robert Blum's, die stürmischen Frühlings= und Sommermonate des Jahres 1849. Eine patriotische Hoffnung nach der andern erlosch in jener verhängnißvollen Zeit. Aber mitten im Klange der Waffen, in dem dumpfen Getöse der verebbenden Revolutionsfluth, überkam es mich oft plötzlich wie das Gefühl einer schönen fernen Harmonie, wenn die Erinnerung an Humboldt in mir erwachte—und neu ermuthigt schöpfte ich neue Hoffnung für die Zukunft und kehrte beruhigt in das Reich der Wissenschaft zurück. Im Herbste desselben Jahres bezog ich, auf besondern Wunsch meines Großvaters, die Universität Berlin. Obgleich Humboldt nun wieder so nahe, lag doch lange der Gedanke mir fern von seiner gütigen Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen, Gebrauch zu machen. Ich bewahrte das Andenken an jenen Tag wie einen Schatz in der Erinnerung; die hu=

mane Güte des großen, viel beschäftigten Mannes für mich, den namenlosen Studenten, wiederholt in Anspruch zu nehmen, schien mir vermessene Kühnheit. Erinnerte er sich meiner überhaupt noch? Wie zweifelhaft mußte der Gedanke an unsre vorübergehende Berührung, an die lange Zwischenzeit, an die stets wechselnde Fülle seiner persönlichen Beziehungen, mir dies erscheinen lassen! — Da entriß das Schicksal uns meinen edeln Großvater und in dem tiefen Gefühl seines Verlustes empfand ich es als eine Ehrenpflicht gegen den Todten, Humboldt von seinem Abscheiden in Kenntniß zu setzen und ihm das ergreifende Bild seiner letzten Lebenstage vorzuführen. Als Antwort auf diese Mittheilung erhielt ich den folgenden Brief.

Humboldt an den Herausgeber.

Es ist mir eine große Freude, ja ein Bedürfniß, Ihnen, theuerster Herr **, zu sagen, wie innigst ich Ihnen danke für Ihren schönen Brief. Er hat mich so lebhaft fühlen lassen, daß ich nicht geirrt, als von dem edlen Hochverklärten (dem Großvater) Sie mir empfohlen wurden. Ihr Brief voll Klarheit der Ideen hat mich von Neuem daran erinnert, wie Tiefe und Zartheit der Gefühle den Ausdruck (die Sprache) veredeln, bereichern und heben. Es ist aber nicht Recht von Ihnen, daß aus zu großer Bescheidenheit Sie mir nicht Ihre Wohnung schreiben. Ich werde vom Freitag an wieder in Berlin sein und wünsche Ihnen noch persönlich danken zu können, da die Schilderung der letzten Augenblicke des Bischofs mich so innigst angeregt hat. Ich schicke diese Zeilen in die Universität und sollten Sie, lieber Herr **, mich das erstemal zwischen 1—3 in Berlin (Oranienburgerstraße 67) noch nicht finden, so bitte ich Sie, mir Ihre Adresse schriftlich zu hinterlassen.

Mit freundlichster Theilnahme

Ihr

A. v. Humboldt.

Potsdam, 16. Dec. 1849.

Ich hatte, als Humboldt schrieb, eben meine Wohnung gewechselt und eine Reihe von Tagen verging, ehe sein Brief aus der Universität in meine Hände gelangte. Ich antwortete auf der Stelle und mit jener wunderbaren Pünktlichkeit, die seine Korrespondenz charakterisirte, erreichte mich noch im Laufe desselben Tages ein zweites Billet von Humboldt.

Humboldt an den Herausgeber.

Ich freue mich, mein lieber **, endlich Ihre Wohnung zu wissen und bitte Sie, mich Sonntag, übermorgen, um 1 Uhr zu besuchen, um Ihnen noch einmal für Ihren gedanken- und gefühlvollen Brief innigst zu danken.

Ihr

A. v. Humboldt.

Berlin, Freitag Abend.

Zweiter Besuch bei Humboldt.

Berlin, 23. Dec. 1849.

Heute Mittag bei Humboldt, in seiner Wohnung in der Oranienburgerstraße. Er empfing mich, wie zuvor, mit freundlichem Gruß und Handschlag und fragte, nachdem wir uns gesetzt, gleich nach meinen Studien. „Wenn er sich schlecht erinnerte" meinte er, mit seinem einzigen Gedächtniß, „so hätte ich Heidelberg besuchen wollen."*) Wir kamen dann zunächst auf Ranke. Humboldt fand Manches an ihm zu tadeln; besonders mißbilligte er die politische Richtung, als deren Ritter Ranke sich früher, in der „Historisch-politischen Zeitschrift", aufgeworfen. Nichts sei allerdings den Völkern mehr zu wünschen als friedlich-organische Entwickelung; allein jene halb philosophisch konstruirende, halb artistische Tendenz der „Historisch-

*) S. p. 9. Ich erwähne dieser Einzelheit, als eines merkwürdigen Beispiels für die, das Kleinste wie das Größte umfassende Gedächtnißkraft, welche Humboldt, in seinen wissenschaftlichen Werken, wie in seinem geselligen Verkehr, bis ins höchste Alter ungeschwächt bewahrte.

politischen Zeitschrift", wonach die Gegenwart selbstgefällig als das vernünftige Produkt der geschichtlichen Entwicklung dargestellt werde, führe auf gefährliche Abwege. „Man vermißt", fuhr er fort, „in Ranke die Tiefe und Freiheit des Empfindens, welche immer Basis einer freien und tiefen Geschichtsanschauung ist. Erinnern Sie sich nur der oberflächlichen Schilderung Luthers in seiner Reformationsgeschichte! Und wie gar nicht zu billigen ist Ranke's Verfahren in der „Preußischen Geschichte", wo er die Mängel, die Gräuel Friedrich Wilhelm's I. zu beschönigen strebt, eines Herrschers der alles Abschreckende der Despotie in so hohem Grade an sich trug. Sehr flach ist auch das über Friedrich den Großen Gesagte, besonders das Kapitel von seinen Freunden. Das worauf Ranke den geringsten Werth legt: die südeuropäische Geschichte und die Geschichte von Serbien halte ich bei weitem für das Beste." „Uebrigens" fuhr er fort, an das über Luther Gesagte anknüpfend, „ist es ein merkwürdiges Ding wie Luther's reformatorische Energie seit dem Ausbruch des Bauernkrieges herabgestimmt wurde. Es giebt Briefe von ihm an die Magistrate der deutschen Städte, wo er wüthet und den Magistrat beschwört die Bauern zu erschießen, zu hängen und auf jede Weise zu vertilgen. Leider hört man solche Rathschläge unter ähnlichen Verhältnissen immer wieder und die gewaltsame Form unter der sie uns heutzutage glauben machen wollen daß „gegen

Demokraten nur Soldaten helfen", wird schwerlich die letzte gewesen sein."

Nach einigen lobenden Bemerkungen über Böckh und Ritter (deren Kollegien er in den dreißiger Jahren selbst besucht hatte) lenkte Humboldt auf Potsdam ein. Ich erzählte noch mehreres in meinem Brief nicht Erwähnte und er hörte mit sichtlicher Bewegung zu, indem er mich mehr reden ließ als vorher. „Ja" sagte er, „man sieht daß Ihr Großvater bis zuletzt derselbe geblieben ist. Bischof Eylert hat den Nekrolog leider in gewohnter oberflächlicher Weise gehalten. Sie konnten das nicht anders erwarten, nach seinem Buch über den vorigen König. Eylert läßt dort die Königin beim Sonnenuntergang oder in die Abendröthe hinein rührende Monologe vortragen. Aber er war es doch vorzüglich der die Ernennung Ihres Großvaters bewirkte und ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung mittheilen, daß er, unter dem vorigen König wie beim jetzigen, wiederholt dem höfischen Pietismus entgegengetreten ist. Der vorige König war der pietistischen Richtung nicht geneigt, wie unser König. Er bekam indeß doch Skrupel über die Rechtgläubigkeit Ihres Großvaters, nachdem er ihn schon berufen hatte. Da hat aber der Bischof auf der Pfaueninsel so hinreißend gesprochen, daß seitdem des Königs vollkommenes Vertrauen ihm bis ans Ende gesichert blieb."

Auf meine Bemerkung, daß vor Allem der geniale Frei-

heitsimpuls in ** Natur zu wenig gewürdigt sei, ein Impuls der sich bis in seine letzten Tage kraftvoll, leidenschaftlich äußerte, erwiderte er: „Gewiß! wie könnte ein solcher Mann nicht für freie menschliche Entwicklung sein! Mag er noch so hoch aufsteigen, er bleibt Mensch und muß als solcher an den nächsten Interessen seines Volkes und der Menschheit theilnehmen. Auch ich bin den Ereignissen der Zeit ohne Aufhören gefolgt, besonders den Bestrebungen für die Einheit Deutschlands, deren Herstellung freilich fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet. Das Jahr 1848 war das Jahr der Revolution, '49 ist das der Reaktion. Aber wir sind doch weiter gekommen; wenigstens in Preußen ist das Bewußtsein offenbar daß die alte Zeit vorbei ist, wie Radowitz selbst in seiner merkwürdigen Rede vor Kurzem es aussprach: man müsse sein Haupt vor Schaam verhüllen wenn der Bundestag rekonstituirt werde. Ein Andres ist es mit Oesterreich. Dies wird, wie seither, an der Spitze der dunkeln Partei stehen, die immer neben der freien in der Geschichte thätig ist. Die Art wie es aufhängt und die Presse knechtet, wie es überhaupt jede freie Bewegung mit Füßen tritt, erinnert an die finstersten Zeiten fanatischer Verfolgung. Preußen muß unter diesen Verhältnissen die Initiative ergreifen und ich hoffe zunächst auf das Volkshaus, dessen Idee es bis jetzt festhält, mit eigner Gefahr. Das Haus selbst mag zunächst schlecht genug ausfallen; denn der

Leinsaamen von kleinen Fürsten in deren Ländern gewählt wird, wird schwerlich nationale Repräsentanten schicken. Die gegenwärtigen preußischen Kammern selbst zeigen wie eine Volksvertretung zeitweilig herabsinken und fast Null werden kann."

Er schwieg und ich konnte nicht unterlassen ihm zu sagen, wie glücklich es mich mache solche Worte aus seinem Munde zu vernehmen. Rasch unterbrach er mich und fragte mit eigenthümlich erstauntem Ausdruck: „Aber haben Sie denn je an meiner Gesinnung gezweifelt? Seit 1789 bin ich gewiß über meine Richtung und ich denke das ist deutlich in allen meinen Schriften zu lesen."

Ich versuchte zu erklären, was mich zu jenem Ausdruck der Freude besonders veranlaßt habe: das gesprochene Wort, die persönliche Nähe — doch der überrascht fragende Ausdruck war schon aus seinem Gesicht verschwunden. Er hörte freundlich still zu, den vollen Eindruck gebend daß alle Gegensätze sich in seinem Geiste rasch auflösen, oder schon gelöst sind.

Nach mancherlei Anderem schien es mir Zeit aufzubrechen. „Nein", sagte er, „bleiben Sie ruhig sitzen! Ich werde mir erlauben, Ihnen ein Geschenk zum Andenken mitzugeben." Er ging in's Nebenzimmer und kam mit einem Bücherpacket in der Hand wieder. „Ich werde Ihnen auch etwas hinein schreiben. Nicht wahr, Sie heißen **." Dann setzte er sich an den Schreibtisch, probirte

mehrere Federn und schrieb. Als er fertig war, wandte er sich zu mir um und sagte: „Ich habe geschrieben:

Herrn **, zu freundlichstem Andenken und mit schmerzlicher Erinnerung an einen gemeinschaftlich tief gefühlten Verlust, Alex. v. Humboldt.

Einen Augenblick innehaltend, fuhr er fort: „Wenn man 80 Jahre alt ist, schreibt man auch die Jahreszahl darunter und daß es feierlicher sei, schreibe ich: 24. Dezember." Dann stand er auf, empfing meinen Dank mit der gütigsten Freundlichkeit und sagte: „Setzen Sie sich; wir müssen das trocken werden lassen."

So nahmen wir noch einmal unsere Plätze ein und Humboldt fragte: „Haben Sie nicht noch Brüder? Ich meinte ich hätte davon gehört." Ich erzählte von ** und seiner Verurtheilung und Gefangenschaft. „Das ist aber empörend", rief Humboldt, fügte indeß sogleich lächelnd hinzu: die Amnestie könne wohl kaum ausbleiben. „Freilich" sagte er dann, „Hannover war eine schlechte Lokalität für solche Agitation. Wenn Ernst August mich hätte, er ließe mich hängen; und das lieber heute als morgen. Ich bin ihm mehreremal hier und in Potsdam entgegengetreten und er weiß, daß hauptsächlich durch meine Vermittlung drei der Göttinger Professoren bei uns angestellt sind. Das hat er mir nicht vergessen. Er sagte einmal gradezu: „„Nun Humboldt, noch immer Republikaner und doch in Sanssouci? Haben sich da um die Professoren

bemüht. Sind Leute die immer wohlfeil zu haben sind, wie die deutschen Handwerker und das was man im französischen putain nennt. Sind wohlfeil zu haben!""*) Humboldt suchte auch im Tone zu versinnlichen und lachte herzlich dabei. Dann fuhr er fort: „Ich sagte ihm aber: das ist nicht so. Sie haben sich außerordentlich bemüht und doch mit allem Gelde lange Nichts erhalten. Seitdem grollt er und möchte mich am liebsten hängen."

Das Buch war indessen trocken geworden. Es waren die „Ansichten der Natur", schön, in Goldschnitt gebunden, und als er mir's reichte und ich wiederholt dankte, sagte er: „Das nahm ich mir vor sobald Ihr Brief kam. Uebereilen Sie Ihre Studien nicht, daß Sie gesund bleiben. Ich gehe jetzt wieder nach Potsdam; doch in zehn Tagen werde ich in Berlin zurück sein und hoffe daß Sie mich öfter besuchen!" Er begleitete mich an die Thüre. Ich eilte hinaus und der frischeste Lebenshauch umwehte mich auf dem Rückwege durch die winterliche Stadt.

*) In dem Varnhagen'schen Briefwechsel wird dieses Vorfalls in etwas anderer Form erwähnt. Ich gebe ihn wörtlich wieder, wie Humboldt mir d. von erzählten

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 5. Febr. 1850.

In kaltem Wetter und trüber Stimmung war ich vor acht Tagen bei Humboldt gewesen, ohne ihn zu finden. Als ich Sonnabend Abend spät nach Hause zurückkehrte, erwartete mich ein Brief von der lieben Hand. Er war in der Freitagnacht geschrieben und erfreute mich um so mehr als seitdem Schnee und Eis verschwunden waren und eine milde verheißungsvolle Luft an das Nahen des Frühlings erinnerte. „Ich habe Sie", schrieb Humboldt, „leider! verfehlt, theurer Herr **. Sie wissen daß mir Ihr Besuch stets angenehm ist. Wollen Sie mich mit Ihrem Besuche erfreuen, Montag 1 Uhr? Freundschaftlich Ihr A. v. Humboldt.

Schon früher hatte ich beabsichtigt von meinen aus den philosophischen Studien der letzten Zeit gewonnenen Ansichten mit ihm zu reden; und mit diesem Gedanken im Kopf erwartete ich gespannt die Stunde wo er mich sehen wollte. Ich fand ihn in der Studirstube am Schreibtisch, wie mir schien in die Arbeit vertieft, sah eben durch

die offne Thür und wollte mich dann zurückziehen. Doch er hatte meinen Schritt gehört, erhob sich und begrüßte mich in der alten herzlichen Weise. Er habe noch etwas zu schreiben, ich möge mir indeß die Bücher im Nebenzimmer ansehen; er werde in einer Minute dort sein.

Das warme, gemüthlich und schön eingerichtete Zimmer versetzte mich, nach diesem Empfang, auch äußerlich wie in die Umgebung eines lieben Freundes. Als Humboldt fertig war, kam er mir nochmals die Hand zu reichen und nöthigte mich auf dem Sopha Platz zu nehmen, während er für sich selbst einen Stuhl heranrückte.

Er fragte zuerst nach meiner Gesundheit; ob ich gute Nachrichten von Haus habe; wie es mit meinen Studien vorwärts gehe.

Hier knüpfte ich an in Beziehung auf die Philosophie. Es sei schon lange mein lebhafter Wunsch gewesen die Hauptresultate meiner Studien auf diesem Gebiet vor sein Tribunal zu bringen; ob ich ihm davon reden dürfe?

Zu meinem Erstaunen wies Humboldt seine philosophische Kompetenz sogleich entschieden zurück. Er habe sich nicht hinreichend mit derartigen Dingen beschäftigt. „Das Einzige" sagte er „worin ich einigermaßen bewandert bin, ist die Kantische Philosophie. Im Uebrigen habe ich wohl dies und jenes gelesen, aber nicht so viel nachlesen und nachdenken können als zur gründlichen Kenntniß dieser Gegenstände nothwendig ist. Sie werden das auch im „Kosmos"

bemerkt haben, aus welchem ich die Behandlung spekulativer Fragen streng ausscheide."

So gut ich Humboldt's Abneigung gegen eine gewisse Art des Philosophirens begriff, so trat doch der fast schroffe Gegensatz worin er sich zu den „Philosophen" setzte, mir sehr überraschend entgegen. Ich erwiderte: gerade der „Kosmos" sei es gewesen der mich zuerst zu philosophischen Studien angeregt, und eingeführt habe in die denkende Betrachtung des Wesens der Welt und des Geistes.

Humboldt meinte: Allerdings seien im „Kosmos" viele Anregungen gegeben; allein von dem was in talentvollen Menschen so geweckt werde, habe der Anregende selbst oft wenig gewußt. „Sprechen Sie aber nur, wenn Sie wollen."

Einmal so weit gekommen, suchte ich meine Ideen zu exponiren. Mehrmals unterbrach mich Humboldt, um seine Bemerkungen daran zu knüpfen. Fast ebenso oft wiederholte er seine Inkompetenz in philosophischen Gegenständen, ließ mich jedoch weiter reden. Meine Stimmung wurde eigenthümlich bewegt. Ich wünschte mehr vorzubringen als bloß fragmentarische Gedanken; auf der andern Seite bedauerte ich, die Sache überhaupt näher berührt zu haben. Ich bat Humboldt deßhalb um Verzeihung. Mit hinreißender Freundlichkeit reichte er mir die Hand und sagte: „Nein, nein! das thut Nichts, Lieber; es ist interessant und Sie sprechen angenehm."

Humboldt äußerte sich vorzugsweise über die Ewigkeit der

Welt, über den spezifischen Zustand der Körper, die Lebenskraft, das Organische und Anorganische. Alles Erscheinende sei uranfänglich in der Welt im Keime vorhanden; was geschehe und werde, sei Alles von Ewigkeit im Weltplane festgesetzt. „Oder", fuhr er, sich korrigirend, fort, „vielmehr nicht im Weltplane; denn das wäre sehr unphilosophisch gesprochen, das lautet als habe Gott, gesondert von der Welt, nachgedacht über die Welt und sie dann geschaffen. Die Dauer der Welt aber läßt sich nur denken ohne Anfang und ohne Ende."

„Das Dunkle in der Materie ist der spezifische Zustand der Körper, nämlich zu erklären wie in der Materie die einzelnen Stoffe: Erden, Metalle, Urgestein u. s. w. vorhanden sind. Aus Gold wird nicht Silber und aus Silber nicht Gold. So lange wir Körper im Mischungszustande vorfinden, operiren wir mit der analytisch-chemischen Methode. Zuletzt aber kommt man von dem Gemischten auf das Einfache, Ursprüngliche, Spezifische; das ist das Unaufgehellte. Ich habe früher an eine besondere Lebenskraft in jedem Körper geglaubt; bin jedoch seit lange von diesem Glauben zurückgekommen."

„Die Entwicklung im Weltraume geschieht etwa wie Gewitter in einer Gegend stattfinden. So lange der elektrische Strom dauert, dauert das Gewitter; wenn die Berührung der verschiedenartigen Elemente aufhört, verschwindet auch die elektrische Wirkung."

„Ich halte die Ansicht für falsch, der zufolge das Organische so spät hinter dem Anorganischen sich entwickelt; und das höchste organische Produkt der Zeit nach das letzte Produkt ist. Diese Reihe wird auf das unregelmäßigste unterbrochen. In einer lateinischen Schrift aus dem vorigen Jahrhundert*) habe ich Definitionen des Organischen und Anorganischen gegeben, welche, als die ersten stichhaltigen, einiges Verdienst haben. Außerdem haben Sie wohl in den „Ansichten der Natur" den „Rhodischen Genius" gelesen. Er ist wieder mit abgedruckt, weil er als literarische Komposition den Leuten gefallen. Meine Ansicht, wie auch die Noten erklären, ist die dort ausgesprochene nicht mehr. Ich nenne anorganisch die Körper, deren Theile nach den Gesetzen chemischer Affinität gemischt sind; organisch die Körper, deren willkürlich-getrennte Theile nach der Trennung, unter den vorigen äußern Verhältnissen, ihren Mischungszustand ändern. Im Organismus beherrscht also ein geheimes Gesetz alle Theile; er besteht nur, indem alle seine Theile wechselseitig Mittel und Zweck des Ganzen sind. Ob man aber mit diesen Definitionen einen Hund aus dem Ofenloch ziehen kann, ist eine andere Frage."

Er erkundigte sich dann nach meinen Studienfreunden und erzählte, als ich einen traurigen Krankheitsfall erwähnte, von einem ihm befreundeten Gelehrten, der schon

*) Flora Fribergensis subterranea, 1793.

seit zehn Jahren bei vollem Bewußtsein den schrecklichsten Qualen eines organischen Uebels ausgesetzt sei, vielleicht an einem Magenkrebs langsam dahinsterbe.

Doch es war noch ein Gefühl in ihm als hätte sein Zurückweisen philosophischer Unterhaltungen mich abgeschreckt. Er nahm das frühere Gespräch wieder auf und sagte: „Nun dürfen Sie aber nicht glauben daß Sie umsonst hier gewesen sind und dürfen sich auch dadurch nicht abhalten lassen wieder zu kommen. Strebsame Menschen wie Sie, die in mir große Fähigkeiten erblicken, begreifen nicht wie man achtzig Jahre in der Welt leben kann, ohne doch in der Philosophie bewandert zu sein. Diese ist aber in der That ein Wissen das besondere Anlagen fordert, wie Geschichte, Mathematik, oder Philologie. Ich habe dasselbe was ich Ihnen sage, schon dem Enkel Goethe's ausgesprochen, einem viel begabtern Menschen als die Leute gemeinhin denken; er scheut sich nur, seines großen Namens wegen, schriftstellerische Arbeiten zu ediren. Damals theilte er mir einen Versuch über „die Natur" mit, den ich irgendwo lobend erwähnt habe, jetzt schwerlich noch finden würde. Ich weiß daß Sie nicht daran denken mir mit einem philosophischen Systeme ins Haus zu fallen. Aber die letzten Jahre haben mir merkwürdige Erfahrungen gebracht. Nachdem mein „Kosmos" erschienen war, kamen von allen Weltgegenden Manuskripte über Sternbildungen, planetarische Störun-

gen und allgemeine Weltansichten, ganze Stöße. Jeder wollte auf einmal einen „Kosmos" im Leibe haben — und ich konnte wenig damit anfangen."

Auf meine wiederholte Entschuldigung meinte er: wenn ich ihn wieder besuche, werde er sich freuen über Geschichte mit mir zu reden. „Ich besitze manche historische Werke welche Sie interessiren werden. Kennen Sie Otfried Müllers „Prolegomena"?"

Als ich dies verneinte, erhob er sich, forderte mich auf ihm zu folgen und ging in das anstoßende Bibliothekzimmer. Er zeigte mir dort eine kürzlich in London erschienene, prächtig gedruckte und gebundene, Ausgabe der Vedas. Die Sozietät für indische Alterthumskunde habe 8000 Thlr. zur Herausgabe derselben angesetzt und ein junger Mann wie ich, Max Müller mit Namen, habe dieselbe besorgt. — Ein flüchtiger Blick entlang den hohen Wänden des geräumigen Zimmers, ließ mich die reichen Schätze ahnen welche dies Heiligthum des großen Gelehrten umschloß. Auch den innern Raum füllten schwerbeladene Fächer und Tische; an der Hinterwand aber, dem Fenster nahe, erhob ein Palmbaum seinen zackigen Stamm und seine grüne Blätterkrone. Humboldt suchte indeß die Prolegomena nebst andern historischen Werken für mich aus, und stellte mir, für die Zukunft, seine ganze, „leider nicht sehr bedeutende", historische Bibliothek zur Verfügung. Dann,

mit frischem Handschlag, mit der Aufforderung mich bald wieder bei ihm zu zeigen, entließ er mich.

Tage lang dauerte die Nachwirkung dieses so reichbewegten Zusammenseins. Ich war, wie ich später bemerkte, eine volle Stunde bei Humboldt gewesen. Wodurch verdiente ich diese humane Theilnahme, diese wahrhaft fürsorgende väterliche Freundschaft? Und war es wirklich der große Humboldt, der Wiederentdecker Amerika's, der Autor des „Kosmos", dessen lebendige Gegenwart mein Leben in allen Tiefen bewegte? Ich empfand es an dem frischen Impuls des Herzens und außerdem — die Beweise waren ja sichtbar in meinen Händen.

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 13. März 1850.

Mehrere Wochen waren seit meinem letzten Besuch verflossen und da der Schluß des Wintersemesters herannahte, sparte ich mir die Freude Humboldt wieder zu sehen von Tage zu Tage auf, um mich mit einemmal für die Ferien zu verabschieden und nicht zu häufig an mich zu erinnern. Dennoch verführte mich ein heller Frühlingsmorgen daß ich jenem Entschluß untreu wurde und Humboldt vor dem beabsichtigten Zeitpunkt wieder aufsuchte. Wie immer war es ein Festtag, in Vorfreude wie im Nachgenuß, als ich den wohlbekannten Weg nach seinem Hause einschlug. Dazu die eigenthümliche Entree durch den Hof, dann eine krumme, schmale und steile Treppe hinauf in die Küche und von dort durch ein halbdunkles Seitenzimmer zu Humboldt (der Haupteingang war, um den Luftzug zu vermeiden, verschlossen). Alles wirkte mit lebhaften Kontrasten auf die Phantasie, deren Kräfte schon vorher in Thätigkeit gesetzt waren. Auch sah die Dienerschaft diesen Studenten im Demokratenhut, diesen jungen Revolu-

tionär der nicht nach Sr. Excellenz, sondern nur nach Herrn von Humboldt fragte, meist mit Befremden an und oft konnte ich mich, dieser Kritik meines Verhältnisses zu Humboldt gegenüber, eines heitern Lächelns nicht erwehren. Heute wurde ich indeß sehr zuvorkommend empfangen. Man eröffnete mir, Excellenz sei nicht zu Hause, habe aber gesagt: es werde ihm angenehm sein mich zu sehen, so oft er zu Hause sei. Es sei unnöthig meine Karte zurückzulassen.

Gestern Morgen kam dann ein Brief. „So viel ich auch", schrieb Humboldt, „in dieser Zeit beschäftigt bin, werde ich Sie, lieber Herr **, doch gern empfangen. Sind Sie vielleicht frei Mittwoch, 3/4 auf 3 Uhr? Ich habe einen interessanten Brief von Ihrem Bruder; ich habe noch nicht Zeit gehabt ihm zu danken."

Wie sehr mußte Humboldt in Anspruch genommen sein! Ich fand, als ich mich zu der angegebenen Zeit einstellte, einen Besuch bei ihm vor und nachdem ich etwa eine halbe Stunde dort gewesen, wurde ein neuer gemeldet.

Dennoch traf ich ihn auf's beste gestimmt, freundlich und liebenswürdig wie immer. „Der Herr den Sie hinausgehen sahen", sagte er, „ist Dübois-Reymond. Er reis't heute nach Paris ab, und ich habe ihm sieben Empfehlungsbriefe schreiben müssen. Das hat meine Zeit etwas eingeschränkt". Als ich ihm dankend die geliehenen Bücher zurückgab, sprach er anerkennend über den Geist

und die Forschungen Otfried Müller's. „Ich will Ihnen aber gleich einige neue Werke mitgeben, die für Ihre Geschichtsstudien von Wichtigkeit sind.“ Wir gingen in das Bibliothekzimmer, und er überreichte mir ein kleines Packet das schon in Papier eingeschlagen, für mich bereit lag. Wenn ich auch ein paar Monate damit beschäftigt wäre, er könne sie so lange entbehren.

Beim Zurückgehen fing er von dem in seinem Billet erwähnten kürzlich erhaltenen Brief meines Bruders zu sprechen an. Dieser habe ihn auf eine Stelle des Josephus über die Fahrt des Koläus von Samos durch die Säulen des Herkules aufmerksam gemacht, die ihm bisher nicht bekannt gewesen. „Sie wissen, ich habe auf diese Fahrt im „Kosmos“ einiges Gewicht gelegt und zwar deshalb, weil durch die Kunde von ihr hauptsächlich Strabo auf die Vermuthung eines neuen Kontinents im Westen geführt wurde; was um so merkwürdiger ist, als Strabo sogar den Breitengrad nennt in welchem der Kontinent liegen müsse. — Wie steht es denn aber mit Ihres Bruders Aussichten auf Amnestie?“ Ich konnte ihm nur mit Achselzucken erwidern, worauf Humboldt halb lachend sagte: „Und das ist Nichts als königliche Chikane. Sie wissen doch schon daß der König von Hannover mich am liebsten hängte. Noch trostloser ist es aber, daß man von seinem Nachfolger keine Besserung erwarten kann. Der eine ist brutal-ungläubig, der andere fanatisch-religiös und während jener Land und Leute

aus bloß persönlichem Eigenwillen quält, so glaubt dieser dem lieben Gott damit einen Gefallen zu thun."

Hienach wieder auf unser historisches Thema einlenkend, kritisirte Humboldt eine aus neu aufgefundenen Inschriften geschöpfte Hyphothese von Roß, der zufolge Griechenland ursprünglich von semitischen, assyrischen Volksstämmen bewohnt war. „Roß", bemerkte er, „ist einer der besten Hellenisten und hat hier wieder einen kühnen Gedanken ausgesprochen; dennoch hat er sich, wie mir scheint, bei dieser Hypothese etwas in Unwahrscheinlichkeiten verloren. Er behauptet nämlich die in Aegypten eingefallenen Hyksos seien ein semitischer Stamm, der sich von Aegypten allmälich an der Nordküste von Afrika über die Inseln des Mittelmeers und nach Griechenland ausgebreitet habe. Dafür scheint zu sprechen daß z. B. auf Lesbos eine an assyrische Kunst erinnernde Bildsäule mit phönizischen Inskriptionen entdeckt ist; und Assyrer und Phönizier liegen allerdings nicht weit von einander. Auf der andern Seite aber hatten die Griechen seit den ältesten Zeiten die Tendenz sich alle Barbaren möglichst fern zu halten. Der griechische Geist, welcher sich spiegelt in der griechischen Sprache, zeigt keine so nahe Verwandschaft mit dem semitischen. Die Griechen sind ein anthropomorphistisches Volk, das Alles menschlich zu veredeln, Alles in die Kreise schöner Gestalten zu erheben strebt. Die Semiten, von viel dunklerem Charakter, erinnern an die Mexikaner, in

ihrer Wildheit und Unmenschlichkeit. Bedenken Sie ferner, wie weit die Griechen selbst die Pelasgischen Zeiten vor die hellenischen hinaufrückten. Sie sprechen von den Pelasgern ungefähr wie die Professoren der Leipziger Universität von den Pommern; und doch betrachteten sie sie nicht als fremde Barbaren. Dennoch ist die Schrift von Roß lesenswerth, ebenso wie seine vor zwei Jahren erschienene „Königsreise", so genannt weil Roß in Begleitung der Königin von Griechenland reiste. Die Königin ist eine energische Dame, die sich nicht scheut an einem Tage sechszehnstündige Ritte zu machen, um die Merkwürdigkeiten von Griechenland zu sehen."

Ich drückte mein Erstaunen aus wie Humboldt auf allen Gebieten der Wissenschaft so unendlich viel habe lesen können und noch lese. „Das ist einfach", sagte er; Ich habe immer den Produktionen Anderer ein größeres Interesse gewidmet als meinen eigenen; und da meine Gesundheit mir erlaubt die Nächte durchzuarbeiten, so läßt sich wohl etwas überwinden. An eine Richtung meiner Lektüre denken Sie vielleicht noch gar nicht. Wegen meines Verhältnisses zum König muß ich auch die elende Tagespolitik treiben; denn auf das was man nicht selber liest, kann man wenig geben, man erfährt das Faktum nie rein, immer erst kolorirt von der betreffenden Person. Genaue autoptische Kenntniß dieser Dinge ist daher unerläßlich für mich. Noch die vorige Nacht habe ich bei

einer kürzlich erschienenen Schrift über den Bundesstaat zugebracht. Das ist eine besondere Art meiner Lektüre."

Auf die Frage ob der dritte Theil des „Kosmos" bald zu erwarten sei, erwiderte er, derselbe befinde sich bereits im Drucke. „Ich werde zwei Werke zugleich erscheinen lassen, diesen dritten Band des „Kosmos" und zwei Bände „Geognostische Erinnerungen". Aus dem neuen Band des „Kosmos" will ich Ihnen den Anfang vorlesen, damit Sie ungefähr sehen was er enthält."

Er holte ein paar Druckbogen aus dem Nebenzimmer und las die ersten Seiten mit ausdrucksvoller kräftiger Stimme vor. Mehrmals unterbrach er sich, um Erklärungen einzuschalten. Als der Bediente einen neuen Besuch meldete, ließ er ihn bitten, zu warten und las den angefangenen Abschnitt zu Ende. Im Aufstehen skizzirte er noch kurz den ganzen Inhalt des Bandes; dann, wie er scherzend sagte, „trieb er mich fort."

Seine Erscheinung war mir noch nie so frisch, ja so heiter und glänzend entgegengetreten wie diesmal. Indem ich daran zurückdenke, ist mir als vernähme ich noch den geist- und seelenvollen Ton seiner Rede, als fühlte ich wieder den warmen Druck seiner Hand; und nie werde ich jenen einfach edlen Ausdruck vollendeter Humanität, nie die stets bereite Güte und jene anregend theilnehmende Freundschaft vergessen, wie er mit mir redete und verkehrte und meinen innersten Menschen erquickte.

Einen Tag vor meiner Abreise hatte ich noch an Humboldt geschrieben, indem ich ihm die geliehenen Bücher zurücksandte. Ich dachte nicht daran ihn bei dieser Gelegenheit wieder aufzusuchen. Um so unerwarteter kam mir, bald nach meiner Ankunft in **, das Eintreffen des folgenden Briefes, dessen freundlicher Einladung zu folgen ich nun leider durch die weite Ferne verhindert war.

Humboldt an den Herausgeber.

Ihr Brief, mein theurer **, hat mir Freude an einem sehr trüben Tage gemacht. Professor Kunth, einer der größten Botaniker unter den jetzt Lebenden, dem ich durch die Herausgabe meiner Pflanzen in 10—12 Bänden so viel verdanke, mit dem ich 36 Jahre lang, erst in Paris, dann hier, in der innigsten, selbst häuslichen Freundschaft gelebt, starb diesen Morgen. Es wird mir angenehm sein, Sie noch vor Ihrer Abreise zu sehen und Ihnen mündlich zu danken für die Anhänglichkeit, die Sie mir bezeigen. Ich freue mich Ihrer Fortschritte im Leben des Geistes, in Ihren Bestrebungen nach innerer Klarheit. Können Sie mich Sonntag um 1 Uhr besuchen?

Ihr

A. v. Humboldt.

Sonnabend Nacht.

Rückkehr nach Berlin. Besuch bei Humboldt.

Berlin, 26. Mai 1850.

Bald nach meiner Rückkehr, nachdem die ersten nothwendigsten Geschäfte des neuen Semesters besorgt waren, suchte ich Humboldt wieder auf. Er schien außerordentlich beschäftigt. Große Sendungen naturwissenschaftlicher Gegenstände, Briefe und Manuskripte, waren eben eingetroffen und ich fand ihn in seinem Studirzimmer, umgeben von Büchern, Karten, Papieren, halbgeöffneten Kisten und Kasten, eifrig schreibend. „Sie sehen", sagte er, indem er mich freundlich bewillkommnete, „in was für einer Verwirrung ich diese Tage zubringe." — Es war die Zeit des Berliner Fürstenkongresses. Gala-Audienzen, Revüen, Diners, Bälle, waren an der Tagesordnung. Tag's zuvor hatte Humboldt das Glück gehabt im Königlichen Schloß die Honneurs zu machen und ein Diner in Charlottenburg war für heute angesetzt. „Zwanzig Fürsten" fuhr Humboldt fort, „zu empfangen wie das Zeremoniel es erfordert, ist nichts Kleines; aber die wahre Mühsal" fügte er lachend hinzu, „beginnt erst, fängt man mit den Herren zu reden an — den Herzog von ** und

den Großherzog von *** ausgenommen, die außer ihrer eigenen Großmachtspolitik auch allgemeinere Interessen haben."

Fragen nach meinen Studien folgten; dann ein kurzer Besuch in der Bibliothek, zur Auswahl mehrerer historischer Werke, deren Lektüre er mir anempfahl.

Gleichzeitig aus Südamerika und aus Ostindien erhaltene Nachrichten, brachten ihn auf seine Reisen und „unverbesserlichen nomadischen Gewohnheiten". „In einem Jahre", erzählte er, war ich zugleich in Mexiko, in Peru, in der Südsee und in Rom; in einem andern in der chinesischen Provinz Ili, in Sibirien, in Berlin und Paris."

Doch unsre Zeit war schon verflossen. Der Diener meldete: die von Sr. Excellenz bestellte Droschke sei an der Thür und eilig empfahl ich mich.

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 30. Juni 1850.

Gestern wieder bei Humboldt. Obgleich noch mit allen geliehenen Büchern nicht fertig, hatte ich doch lebhaft gewünscht, ihn wieder zu sehen und, freundlich wie immer, schrieb er:

„Wie könnten Sie zweifeln, mein lieber **, daß auch ohne Bücher es mir stets angenehm sein wird, Sie zu empfangen. Besuchen Sie mich übermorgen um ½2 Uhr, wenn Sie frei sind."

Er empfing mich in seinem Studirzimmer, forderte mich aber gleich auf, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, da er fürchte, ich möge die Temperatur, in der er gewohnt sei, zu arbeiten, „zu tropisch" finden. Es war ein schwüler Berliner Sommertag und die Hitze in dem durch zwei Fenster von der Mittagssonne beschienenen Raum allerdings beträchtlich. Das nach Norden gelegene Empfangszimmer, obgleich auch warm genug und durch doppelte Fenster verschlossen, hatte den Vorzug des Schattens. Indem ich es mit Humboldt betrat, und mich mit

ihm allein fand, überkam mich unwillkürlich jenes stille Gefühl der Befriedigung und der Ruhe, mit dem seine Nähe mich immer erfüllt — ein Gefühl, wie es den Wandrer ergreift, der von der staubig heißen Landstraße eintritt in die hohen Hallen des Eichenwaldes. „Sie wundern sich vielleicht", sagte er, indem wir uns setzten, „über meine Salamandernatur, die es mir möglich macht, in so großer Wärme zu arbeiten. Es ist keine Vorliebe von mir, sondern die Nothwendigkeit des Alters. Ich bedarf seit mehreren Jahren einer höheren Temperatur in meinen Zimmern und muß, nachdem ich früher alle Klimate durchwandert und noch vor zwanzig Jahren mich in Sibirien ganz wohl befand, mich als Achtziger vor Nichts mehr hüten als vor Erkältungen."

Er warf einen Blick auf die zurückgebrachten Bücher, und berührte mehrere derselben in einer Weise, die mich erkennen ließ, wie genau er mit ihrem Inhalt vertraut war. Weitläufiger äußerte er sich über Lepsius und dessen „Aegyptische Chronologie". „Das Buch", bemerkte er, „ist für diesen Gegenstand ein wichtiges, bahnbrechendes Werk, das auf die ältesten Zeitangaben der Geschichte der Menschheit ein neues Licht wirft, wie wir denn überhaupt der Lepsius'schen Expedition viel verdanken. Ich habe an Lepsius nur eins auszusetzen: die persönliche Exklusivität, die Art wie er, gleichsam ein hieroglyphischer Rhadamanthus, das alte Aegypten und die Aegyptische Wissenschaft

zu monopolisiren sucht, als gäbe es hinter seinen Entdeckungen keine terra incognita mehr. Sie kennen vielleicht den Dr. Brugsch, einen sehr begabten jungen Aegyptologen, der merkwürdige Untersuchungen über die bis jetzt räthselhaft gewesene demotische Schrift der Aegypter gemacht und Lepsius hie und da Irrthümer nachgewiesen hat. Beide standen anfangs in dem Verhältniß von Gönner und Protegé; aber seit den erwähnten Vorfällen ist zwischen beiden ein Fehdezustand eingetreten, in welchen, wie mir scheint, mehr persönlicher Eifer sich einmischt, als bei gemeinsamen Bestrebungen auf demselben Gebiete der Wissenschaft der Fall sein sollte. Mir wenigstens verursachen solche Streitigkeiten immer sehr peinliche Eindrücke. — Hören Sie noch bei Michelet?"

Ich hatte Humboldt erzählt, daß ich des genannten Philosophen Kollegien über Logik und Encyclopädie besuche und einige Data über die dort gegebene Beschreibung der Operation des „Reinen Denkens" mitgetheilt, die ihn zu amüsiren schienen. „Sie wissen ja", sagte er lächelnd, „daß, trotzdem daß ich ein Berliner bin, ich der „aus der Pistole geschossenen" Philosophie, jener dialektischen Magik, die erklärt, wie das Sein und das Nichts absolut verschieden und dennoch dasselbe sind, keinen Geschmack abgewinnen kann. Allein diese generatio spontanea der Ideen ist, als konsequent ausgebildetes System, eine so merkwürdige Erscheinung unsrer Zeit und hat besonders

auf die deutsche Bildung, auch auf die Auffassung und Darstellung der Geschichte, während der letzten dreißig Jahre einen so bedeutsamen Einfluß ausgeübt, als daß ich nicht vollkommen billigen sollte, wenn Sie sich näher damit bekannt machen."

Die Unterhaltung wandte sich dann auf naturwissenschaftliche Gegenstände; und Humboldt erwähnte Beispiele von der dornenvollen Laufbahn mehrerer naturwissenschaftlicher Dozenten an der Berliner Universität, die, trotz entschiedener Talente und selbständiger Forschungen, wegen der zahlreichen Besetzung aller Fächer zu keiner festen Stellung und Anerkennung ihrer Leistungen durch den Staat gelangen könnten. Von Ritter, dessen Vorlesungen über Erdkunde ich während des Wintersemesters gehört, äußerte er: „Er ist nicht bloß groß als Forscher, sondern auch human und liebenswürdig als Mensch. Ich schätze ihn hoch in beiden Beziehungen und bin seit langen Jahren mit ihm befreundet. Nur seine religiösen Tendenzen verbreiten hie und da ein gewisses Dämmerlicht über seine Ansichten."

Die eben geäußerten Bemerkungen brachten Humboldt auf eine ihm vor einigen Tagen aus Nord-Amerika zugeschickte Schrift: Ueber die Lage des Paradieses. „Diese Abhandlung", sagte er, „ist wieder ein seltsames Beispiel von den für die Angelsachsen so charakteristischen Bestrebungen: die jüdische-christliche Religionsgeschichte in

Einklang zu setzen mit den Forschungen der neuern Wissenschaft. Der Verfasser untersucht noch einmal die viel besprochene Gegend von Kaschmir, als das vermuthliche Lokal jenes wundervollen Gartens, wobei das Faktum, daß heutzutage mehrere Monate hindurch Schnee in den Straßen von Kaschmir fällt und der nahe Wulursee regelmäßig gefriert, ihn nicht beunruhigt. Natürlich hat, seit jenen Urzeiten, sich auch das Klima verschlechtert. Gab es damals ja selbst in den erstarrten Regionen des Eismeers Palmen und die kolossale Thierwelt der tropischen Zone. Alle derartigen Untersuchungen, weit entfernt, etwas zu beweisen, bewegen sich, der Natur der Sache nach, lediglich in Hypothesen und man legt sie, aus diesem Grunde, meist unbefriedigt aus der Hand. — Ein sonderbares Pendant dazu bildet die an mich und Sir Humphry Davy wiederholt und ernsthaft gerichtete Aufforderung eines Englischen Marinekapitäns: eine Expedition in das Innere der Erde zu unternehmen, zur Erforschung der dort kreisenden wunderbaren Hohlkugel. Ich habe dieser Thatsache im ersten Bande des „Kosmos" Erwähnung gethan und dort, wie an vielen andern Stellen, meine Ansicht über diese Träume der physikalischen Romantik ausgesprochen."

„Ich wollte Ihnen aber", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „noch einige historische Werke zur Lektüre anbieten. Es kommt mir nicht darauf an, wenn Sie dieselben

auch längere Zeit behalten. Warten Sie einen Augenblick."

Er ging in die Bibliothek und kehrte mit mehreren Büchern in der Hand zurück. Nachdem er mich auf einzelne Abschnitte besonders hingewiesen, sagte er: „Nun, mein Lieber, muß ich Sie entlassen, da ich noch Geschäfte in der Stadt habe, ehe ich nach Potsdam zurückkehre. Sie müssen sich aber durch meine Abwesenheit von Berlin nicht abhalten lassen, mich wieder zu besuchen". — Herzhafter Handschlag, Lebewohl und froher Rückweg nach Hause.

Berlin, 7. Aug. 1850.

Die Sommermonate waren rasch dahingegangen und die meinen Studien in Berlin bestimmte Zeit nahte ihrem Ende. Ich fuhr daher eines Sonntags in die Stadt Friedrichs des Großen hinüber, um von Humboldt Abschied zu nehmen. Ungewiß wie ich war über meine ferneren Lebenspläne und im Gedanken an das hohe Alter meines Freundes, ergriff das Vorgefühl dieses Abschieds mich mit jenem Gefühl festlicher Trauer, mit welchem das Herz von einer schönen, unwiederbringlich vergangenen Lebensepoche scheidet. Vielleicht war es der letzte und vielleicht zum letztenmal konnte ich ihm sagen, was ich für ihn empfand, ihm das reine Glück und den lebenschaffenden Impuls danken, den seine humane Theilnahme an meiner Entwicklung mir, während des verflossenen Jahres, in so reichem Maaße gewährt hatte. Wie unwillkürlich verkörperte sich diese Empfindung in einem an Humboldt gerichteten Gedichte. Ich legte eine Abschrift desselben den Büchern aus seiner Bibliothek bei und ließ, als ich ihn nicht fand, diese mit meiner Karte in Potsdam. Tags darauf erhielt ich die nachstehenden Zeilen.

Humboldt an den Herausgeber.

Ich habe sehr bedauert, theuerster Herr **, daß ich an dem gestrigen Tage nicht selbst Ihnen meinen Dank habe darbringen können für Ihre schöne und so poetische Gabe. Ich war dessen beraubt, das ich am ungernsten aufopfre, meiner Freiheit. Machen Sie mir, wenn Sie können, die Freude, mich morgen Dienstags in Berlin zu besuchen, um 11 Uhr, da ich auf einige Stunden in Geschäften in die Stadt komme. Es ist ein großer Vorzug, wenn die Tiefe der Gefühle von der Anmuth der Sprache begleitet wird.

Freundschaftlichst

Ihr

Potsdam, Montags. A. v. Humboldt.

Besuch bei Humboldt.

Wegen meiner undeutlichen Handschrift hatte Humboldt mehrere Stellen des erwähnten Gedichtes nicht lesen können und nach dem ersten herzlichen Empfange forderte er mich auf, ihm das Manuskript vorzulesen und später eine neue Abschrift zu besorgen. Ich las:

Du, dem die Welt als herrlicher Besitz
Vor Augen strahlt, in klarem Geiste ruht,
Der kühn erobernd zu der Kräfte Sitz
Vordrang, ergründend ihre tiefste Fluth —
Wie wag' ich's einmal noch, an Deinen Geist
Heranzudrängen diesen schwachen Muth?
Was durch die Weltenräume wechselnd kreist,
Was ewig wirkt in irdischem Vergehen,
Du schaust's, durchgeistet lebt's in Deinem Geist.
Die hellen Sterne sahst Du wandelnd gehen,
Des Meeres Fluthen sanken, rauschten auf,
Und ihre Stimmen durftest Du verstehen.
Dir hemmte nicht der Stoff den Geisteslauf,
Dich hielt sie nicht, die enggesetzte Schranke,
Zu höchster Ansicht stiegst Du kühn hinauf.
Und aus den Tiefen strahlte der Gedanke,
Wo bunte Stoffe wechselnd sich vermählen,

Aus ewigen Fernen strahlte der Gedanke. —
Erkennst Du noch die staubgebundnen Seelen,
Erkennst Du sie, die Deinem Leben fern,
Fern der Natur, in Erdennoth sich quälen?
O! freundlich strahlte einst Dein heller Stern
Entgegen mir, aus dunkler Todesnacht, —
Wie sonnt' ich mich in seinem Licht so gern!
Ich sah entzückt, was heimwärts Du gebracht:
Die sich genährt an den Unendlichkeiten,
Das warme Herz, der Liebe freie Macht.
Durch aller Räume unermessne Weiten
Das ist die Stelle, wo wir rufen: Land!
Dort, wo wir Wohnung freudig uns bereiten.
Was so der Geist in frischer Strömung fand,
Zurücke strömt's, es pulst im Innern fort
Die Liebe, die als Geist der Geist empfand.
Noch einmal laß verkörpern ihn im Wort
Dies inn're Sein, — noch einmal nimm dies Herz,
Eh' fern von Dir es schlägt an fremdem Ort.
Wenn es befällt nach diesem Abschiedsschmerz
Der große, tiefe, zwischen Tod und Sein,
Dann schlägt es ernst und stille weltenwärts.
Es sucht Dich auf in hellem Sternenschein,
Im Hauch der Lüfte, in der Wellen Wogen,
Im ewigen Weltenleben denkt es Dein.
Die Zeit des Tages ist noch nicht verzogen,
Im Leben schau ich Dich noch und, erwacht,
Ist dieses Lied der tiefsten Brust entflogen,
Aus tiefem Herzen wird Dir's dargebracht.

Während des Lesens unterbrach er mich zu wiederholten Malen mit Ausdrücken des Lobes. Als ich fertig war, reichte er mir die Hand und sagte: „Ich habe mich

doch nicht in Ihnen getäuscht; daß Sie so waren, das wußte ich nach Ihrem ersten Besuch. Aber ich will mich doch zwingen noch einige Zeit zu leben; ich glaube nicht, daß wir uns heute zuletzt sehen. Meine Kräfte lassen wenigstens, so viel ich spüre, nicht nach; ich fühle mich kräftig und gesund. Was mir das Leben mehr erschwert, als die Gebrechen des Alters, ist etwas Anderes: der Kontakt mit der Menschheit. Diese macht mir mit jedem Jahre mehr Unruhe. Mit der Zunahme der Auswanderung wachsen die Anfragen: wo man landen, wo man kolonisiren solle. Ich kann ungefähr auf ein Dutzend solcher Briefe für jede Woche rechnen. Außerdem, seit das Projekt der Rheinbrücke bei Köln besprochen wird, wollen die Briefe, die Karten, die Mémoirs gar nicht aufhören. Die Leute schicken Papiere mit — und so muß ich wohl oder übel erwidern. Nun läßt sich das auch bis zu einem gewissen Punkt durchführen; aber am Ende wird's unerträglich. Die Zahl der Briefe, die ich erhalte, ist bis auf dreitausend gestiegen und etwa eben so viele zirkuliren von mir jährlich durch die Welt; meine übrigen Geschäfte und Arbeiten ganz bei Seite gelassen. Diese Zahlen werden anwachsen, je mehr alle Kräfte erwachen. Sie sollen sich aber hierdurch nicht abhalten lassen, mir zu schreiben. Schreiben Sie mir, sobald Sie zu Hause sind! Sie erfreuen mich dadurch."

Die Unterhaltung wandte sich auf die Geschichtschreiber

der französischen Revolution, Thiers, Mignet, Lamartine 2c. Humboldt sagte: „Von meinem Freunde Thiers, mit dem ich so viel verkehrt, läßt sich für die Geschichtschreibung, ich meine das unparteiische historische Urtheil, nicht viel rühmen. Er schreibt allerdings mit großer Sachkenntniß, mit der Gewandtheit eines praktischen Diplomaten; allein die national-französische Färbung, ein gewisser gallischer Dogmatismus der Ansichten, ist doch dem größern Theile seiner Darstellung stark aufgeprägt". — Lamartine tadelte er, daß er Robespierre zum Ideal hinaufgeschraubt habe. „Ich selbst", bemerkte er, „habe Robespierre nicht gekannt. Aber von meinen Freunden, die mit Robespierre gelebt, und die zu den Allerrothesten gehören, habe ich gehört, daß jene Idealität dem Helden Lamartine's durchaus nicht eigenthümlich war. Robespierre's Charakter war bizarr, störrisch, melancholisch — doch melancholisch nicht von der Seite des Gemüths". —

Und so mehreres Andre, das ich vergessen.

Ich verließ Humboldt mit dem frohesten Gefühl der Hoffnung, als wir uns „auf Wiedersehn!" zum Abschied die Hand reichten.

Seinem Wunsche gemäß besorgte ich noch eine Abschrift des oben mitgetheilten Gedichts. Ich legte dieselbe auf einen vollen Strauß frischduftender Sommerblumen und begleitete die kleine Sendung mit einigen Abschieds-Worten: dem Nachhall unsres letzten Zusammenseins, der Versicherung der lebendigen Realität der in jenen Versen ausgedrückten Gefühle. Am Vorabend meiner Abreise erreichte mich darauf der nachstehende Brief.

Humboldt an den Herausgeber.

Potsdam, den 9. August 1850. Nachts.

Ich habe Ihnen zwiefach zu danken, mein theurer **, für die Blüthen des Geistes und die schönen, aber vergänglicheren der irdischen Welt. Wie könnten Sie zweifeln an dem Eindruck, den mir die tiefe Wahrheit Ihrer Gefühle, der Ausdruck Ihrer herzlichen Anhänglichkeit an mich gelassen! Ich bin innigst gerührt von Ihrem so liebevollen Zutrauen, und wenn ich die Form, die Schönheit der Sprache in Ihrem Gedichte gelobt habe, so war es wahrlich nicht, als zöge ich Form und Sprache dem vor, was die reine, tiefe, stille Quelle von Allem ist, was den Menschen erhebt und veredelt. Pflegen Sie sorgsam die Gaben, welche die Natur in Sie gelegt; bewahren Sie einen freien, deutschen Sinn, die Wärme des Gemüths, ohne welche Nichts geschaffen werden kann, den Hang nach etwas Hohem, Geistigen und Sittlichen zu streben. Was ich dem Bischof, Ihrem edeln Großvater, am ersten Tage über Sie schrieb, wird erfüllt werden. Ihrem Bruder werde ich gern Zeichen meiner

Anhänglichkeit geben, wenn er den Welttheil begrüßen wird, der mir wie ein zweites Vaterland ist. Ich vergeude mein Wohlwollen nicht. Sie werden, theurer **, meine Erwartungen nicht täuschen und mich durch Nachricht von Ihren Arbeiten erfreuen. Vor Allem auch pflegen Sie Heiterkeit des Gemüths; in ihr liegt der Muth und das Vollbringen in schwerbewegter, trüber Zeit.

Ihr

Alexander v. Humboldt.

Mögen diese Zeilen Ihnen Freude machen!

Zweite Abtheilung.

Briefe und Gespräche aus den Jahren 1851—1852.

Rückkehr nach Berlin. Erstes Wiedersehn.

Berlin, 11. Dec. 1851.

Heute, nach fast anderthalb Jahren, war ich wieder bei Humboldt. Meine Briefe aus **, die Berichte über meine Studien und mein äußres Ergehn enthielten, hatte er nicht beantwortet; denn es war gegen die Regel seiner so unendlich ausgebreiteten Korrespondenz auf Mittheilungen zu erwidern, denen keine bestimmte Frage, Bitte oder sonstige Nöthigung baldiger Antwort zu Grunde lag. Aber überraschend schnell, nach alter Sitte, beantwortete er die Anzeige von meiner Rückkehr nach Berlin und unverändert klang aus seinen Worten der Ton alter Freundschaft. Er hatte es nicht vergessen, mit wie tiefer Bewegung ich zuletzt von ihm geschieden war. Er schrieb:

„Es ist mir eine große Freude, mein theurer **, Sie noch einmal wiederzusehn. Schenken Sie mir Ihren lieben Besuch, übermorgen Donnerstag um 1 Uhr, wenn Sie frei sein können."

Freundschaftlichst

Ihr

Dienstag Nacht. A. v. Humboldt.

Ich traf ihn heiter aufgelegt wie immer. In seiner äußern Erscheinung war keine Veränderung zu bemerken; seine Konversation schien mir lebhafter noch als früher. Er kam mir damit entgegen wie er sich freue, mich noch einmal bei sich zu sehn. Wir nahmen unsre alten Plätze ein und nun mußte ich von den Ereignissen der verflossnen Monate erzählen. Ich berührte **'s Krankheit und er erkundigte sich mit besondrer Theilnahme nach der Natur und Veranlassung derselben, sowie nach den angewandten Heilmitteln. Auf die Wasserkur schien er nicht viel zu geben; wenigstens die Behauptung der Allheilkraft des Wassers sei doch fast lächerlich — und grade bei jenem Leiden halte er sie nicht am rechten Platze. In Beziehung auf mein Examen erbot er sich aus freien Stücken mir Empfehlungen zu geben, vorzugsweise an Böckh und die Brüder Grimm. Er sprach bei dieser Gelegenheit wieder mit größter Anerkennung von Böckh und bemerkte, daß Böckh nächstens ein Sendschreiben an ihn publiziren werde, gegen die neuerdings von Gruppe wiederholte Behauptung: daß Plato Kopernikaner gewesen sei. „Ich selbst", sagte er, „bin nicht der Ansicht Gruppe's; schon Martin, in seiner vortrefflichen Schrift über den „Timäus", hat sie vor vier Jahren eklatant widerlegt". Von Jacob Grimm hatte er eben das Manuskript einer Abhandlung „Ueber die Sprachen" zugeschickt erhalten, in der auch viele interessante historische Bemerkungen ent-

halten seien. Diese erbot er sich mir, nachdem er sie ausgelesen, mitzutheilen.

Während der letzten Wochen hatten sich mir Aussichten zu einem Aufenthalt in Italien, und zunächst in Turin und Nizza, eröffnet. Humboldt theilte mein Bedauern über das Scheitern der daran geknüpften Hoffnungen und fügte hinzu: „Grade in historisch-politischer Beziehung würde der Aufenthalt in Piemont für Sie sehr interessant und lehrreich gewesen sein. Piemont ist gegenwärtig das Land geistigen Lebens in Italien. Die Zustände sind dort wie einst in Deutschland zu Doktor Luther's Zeit. Man kämpft innerhalb des Katholizismus um politische und religiöse Freiheit, und große Umwandlungen sind zu erwarten, falls die Regierung in der Bahn liberaler Reformen beharrt". — Als ich ihm meine lebhaften Sympathieen für Italien ausdrückte und ihn bat meiner zu denken, falls Chancen zu einer Italienischen Reise ihm vorkommen sollten, erwiderte er: „Sie kennen meine Freundschaft doch schlecht, wenn Sie mich darum besonders bitten. Gewiß werde ich an Sie denken. Nur, da Sie lieber ins Ausland wollen, ist Berlin kein besonderer Ort für Ihre Wünsche. Denn es ist wunderbar, wie wenige Fremde sich hier aufhalten. Dresden, Weimar, selbst Jena sind ungleich viel besuchter als Berlin. Die meisten Engländer — und das sind die größten Herumreiser — kommen nur bis Weimar; den Winter bringen

sie meist ganz in Dresden zu. Ich weiß nicht, woran es liegen mag. Es sind doch so viele wissenschaftliche und Kunstgegenstände in unsrer Hauptstadt; sie sind auch sehr gut geordnet — nur der Ruhm fehlt ihnen noch, die Anziennetät. Allein auch an den Hof kommen sehr wenige Fremde, obgleich unsre Hofhaltung in Hinsicht auf Fremdenbesuch außerordentlich liberal eingerichtet ist. Der König hält ja fast ein Wirthshaus, in das die allerverschiedensten Menschen, von den heterogensten Meinungen und Interessen, zugelassen werden. Und trotzdem vermeiden es die Fremden hierher zu kommen."

Acht Tage nach dem coup d'état in Paris, konnte es natürlich nicht fehlen, daß wir von den Ereignissen sprachen, welche damals alle Welt in Aufregung und athemloser Spannung hielten. Humboldt äußerte sich mit ungemeiner Schärfe und Entschiedenheit gegen die rettenden Thaten und Staatsstreiche im Allgemeinen. „Gewöhnlich", bemerkte er, „regt sich eher ein Scham- und Rachegefühl in uns, daß solch elenden Menschen so etwas gelingt, als daß wir an die Folgen denken. Und wie degradirend wirken diese auf den Zustand, die Entwicklung der Nation zurück! Es ist aber keine Aussicht, daß Erfolge, mit derartigen Mitteln durchgesetzt, Dauer haben". Louis Napoleon charakterisirte er als ein vergrößertes Seitenstück zu Hassenpflug. Auf meine Frage, wie es sich mit seiner Reise nach Frankreich verhalte, von der in den Zeitungen die

Rede gewesen, erwiderte er: „Ach, das ist wieder eine jener von Zeit zu Zeit über mich in Umlauf gesetzten Mythen. Was soll ich im südlichen Frankreich thun? Reiste ich überhaupt, so würde ich nach Paris zu Arago gehn, der mich mehr interessirt als alle klimatischen Einflüsse auf meine Gesundheit*). Wenn man zweiundachtzig Jahre alt geworden ist, giebt man nichts mehr auf dergleichen Dinge. Auch ist meine Gesundheit, seit wir uns nicht gesehen, sehr gut gewesen. Ich habe viel gearbeitet; der dritte Theil des „Kosmos" ist nun beendet". Indem ich ihn fragte, ob, wie es heiße, noch ein vierter Band erscheinen werde, antwortete er: „Die immer anwachsende Fülle des Stoffes hat mich dazu gezwungen. Ich hätte sonst Erde und Himmel in einem Bande abmachen müssen, was unmöglich war. Schon dieser dritte Band ist sehr stark geworden. Er enthält auch mehr über den aktuellen Zustand der Wissenschaft als irgend ein anderes Buch bis jetzt gegeben hat. Die allerneuesten Nachrichten aus dem Weltraume sind noch in ihm aufgenommen; so z. B. mehrere neue Planeten, deren Gesammtzahl sich jetzt auf zweiundzwanzig beläuft. Ich werde mir die Freude machen, Ihnen diesen Band zu schenken."

Er kam dann noch einmal auf die Politik und unter andern, wie er öfter zu thun pflegte, auf die Zustände

*) Arago war unter den Verhafteten des 2. Dezember.

des Fürstenthums Bückeburg. Mit einem gewissen ironischen Behagen skizzirte er die „großartigen Aspirationen“ dieses Ländchens, das „unter den Auspizien des politikoliterarischen Pastoren und Bundestagsgesandten Viktor Strauß, nicht nur ein kleines Athen, sondern auch eine europäische Großmacht zu werden verspreche“. „Freilich“, fuhr er fort, „der regierende Fürst ist Nichts als ein Finanzmann; aber da Wilken ihn erzogen hat, ist ein gewisser wissenschaftlicher Anstrich an ihm sitzen geblieben. ** ist ein wahres Monstrum von Häßlichkeit und Widerwärtigkeit. Man könnte den ersten besten Affen von einem Baume auf Ceylon holen und an seine Stelle setzen. Dazu kommt, daß er nicht allein lächerlich, sondern auch boshaft ist — und da hört, bei einem Menschen in seiner Stellung, der Scherz auf.“

Humboldt ließ sich recht gehen. Seine Unterhaltung sprühte von Humor, Geist und Leben. Der alte Zauber umwehte noch einmal meine Seele. Wieder war die Zeit in seiner Nähe wie im Fluge dahingeflossen, und heiter, gehoben wie früher, unter den herzlichsten Freundschaftsbezeugungen von seiner Seite, verließ ich ihn.

Bald nach meinem letzten Besuch wurde ich durch Krankheit mehrere Wochen ans Haus gefesselt. Die Bibliotheken waren geschlossen; Freunde, die mich besuchten, vermochten nicht mir auszuhelfen. Ich wandte mich daher während der ersten Tage der Genesung an Humboldt mit der Bitte um einige, zur Fortsetzung meiner Studien nöthige Werke. Er antwortete:

„Es ist mir recht schmerzhaft, mein theurer **, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Ich besitze leider Schlosser's Geschichte der Alten Welt, neun Bände, nicht, eile aber Ihnen nicht einen, sondern, wegen des Registers, alle drei Bände von Niebuhr's Vorträgen zu schicken. Ich beklage sehr Ihr Unwohlsein, lobe Ihre Bestrebungen und habe durch nähere Bekanntschaft das Urtheil, das ich früher gegen den Bischof, Ihren vortrefflichen Verwandten, über Ihre geistige Begabtheit und stillen ernsten liebenswürdigen Charakter ausgesprochen, nur bestätigt gefunden. Das sage ich Ihnen gern am Schluß des Jahres, das ich kaum zu erleben hoffte. Freundlichst

Ihr

den 30. Dez. A. v. Humboldt.

Ich gehe wahrscheinlich schon morgen mit dem König auf acht bis zehn Tage nach Potsdam und werde mich freuen, Sie nach der Rückkunft wieder lebensfrisch und arbeitsam zu finden.

Sie haben doch gewiß meines Bruders Abhandlung „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" benutzt.

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 27. Febr. 1852.

Sonntag, regnerisches Wetter, aber laue, frühlingsverheißende Luft — und dazu eine Einladung von Humboldt! Welch ein Morgen voll froher Erwartung, welch willkommenster Genuß, nach einer Woche voller Unruhe und Arbeit! Es schien mir so lange, seit ich ihn nicht gesehen und ungeduldig erwartete ich, in der Oranienburgerstraße vor seinem Hause auf- und abwandernd, den Glockenschlag Eins, mit dem ich zu ihm eintreten durfte.

Ich hatte ein Packet Bücher zurückgebracht, darunter Niebuhr's Vorträge über die Griechische Geschichte. Ich äußerte mich sehr befriedigt über dies posthume Werk des berühmten Historikers, die ungemeine Frische und Klarheit der Darstellung, die pikante Originalität der Auffassung eines so weltbekannten Themas. „Ja", sagte Humboldt, „darin haben Sie recht. Aber es ist doch ein großer Mangel in Niebuhr, ein Mangel, der, auch wenn man ihn liest, so eminenten Fähigkeiten gegenüber, wie er sie besaß, traurig stimmt. Ich habe ihn persönlich näher ge-

kannt und mein Urtheil stützt sich auf diese Bekanntschaft, wie auf seine Schriften. Niebuhr ist nicht zum Zusammenhang einer freien Weltansicht gekommen; der Begriff der allgemeinen menschlichen Freiheit ist ihm nicht aufgegangen. Er hat den Freiheitsdrang der Menschheit in der Geschichte nicht verstanden. Frei, freisinnig ist er nur als Römer, als Tribun — sowie er auf das neuere gegenwärtige Leben kommt, hört sein Verständniß auf. Daher hatte er auch in seiner Persönlichkeit etwas Bittres, das ihn nicht zum Frieden mit sich selbst gelangen ließ. Er wußte sich in unsrer Zeit nicht zwischen den Ansprüchen der Legitimität und der Freiheit zurecht zu finden. Sie wissen ja, daß er eigentlich nur aus Aerger über die Julirevolution gestorben ist. — Er erinnert mich in diesen Beziehungen immer an den Minister von Stein. Stein steht im Rufe einer ausgemachten Freisinnigkeit: er hat die Zünfte abgeschafft, die Leibeigenschaft aufgehoben. Aber als Nassauischer Baron, dem Herzog von Nassau gegenüber, machte er sehr hartnäckig alle feudalen Rechte geltend und zuletzt, am Ende seiner Laufbahn, ist er mit dem Gedanken gestorben, daß er doch wohl den lieben Gott wegen Aufhebung der Zünfte um Verzeihung bitten müsse. Ich besitze einen ganzen Briefwechsel von ihm, aus welchem dies Schwanken seiner Gesinnung deutlich hervorgeht. Das ist keine Freisinnigkeit, wie ich das Wort auffasse. Sie können diese Gebrochenheit bei Niebuhr auch im Detail

seiner Darstellungen verfolgen, z. B. in seiner Römischen Geschichte, wo er die Etrusker abhandelt. Man weiß am Ende nicht, was denn nun eigentlich seine Ansicht ist. Es ist ein ewiges Hin- und Herschwanken."

Das Gespräch wandte sich von dort auf die Kunst der alten Völker, und Humboldt charakterisirte einige Erscheinungen derselben mit kurzen scharfen Zügen. Bei den Assyrern fand er das Ornamentale vorherrschend. Die Aegyptische Kunst sei, im Gegensatz dazu, schon viel mehr plastisch ausgebildet, aber eine Plastik, die, auch wo sie menschliche Gegenstände wählt, doch wesentlich monumentaler Natur sei. „Ihre Werke sind wie Gestalten, die am Horizonte erscheinen, von denen man nur die großen Umrisse sieht". Als sehr auffallend in der Geschichte menschlicher Kultur bezeichnete er den fast gänzlichen Mangel an Kunstsinn bei den Juden, besonders nachdem sie Jahrhunderte lang unter den „so kunstliebenden Aegyptern gelebt hatten". „Die Juden" fuhr er fort, „scheinen in dieser Hinsicht selbst von den Phöniziern, einem vorzugsweise mit Handelsinteressen beschäftigten Volke, übertroffen zu sein. Man führt als die Ursache jenes Mangels an: den monotheistischen Charakter der jüdischen Religion, die Verbote der Priester gegen plastische Kunstübung. Allein diese Erklärungen sind ungenügend, wenn man bedenkt, daß ein monotheistischer Gedanke auch dem Polytheismus der nichtjüdischen Nationen zu Grunde lag und wie enge die An-

fänge der Kunst überall verknüpft sind mit religiösen Ideen. Die Religion eines Volkes selbst ist am Ende unzertrennlich von dem organischen Urtypus, auf dem seine Geschichte ruht".

Hiernach auf einen vor Kurzem von Ritter gehaltenen Vortrag über Palästina einlenkend, worin die Katastrophe von Sodom und Gomorrha von physikalisch-geographischem Gesichtspunkt beleuchtet worden war, bemerkte Humboldt: „Es ist Thatsache, daß bei genauer Durchforschung der dortigen Gegend, sich ganze Reihen kleiner Vulkane gefunden haben, eine Erscheinung, welche die Erzählung der Bibel allerdings physisch einigermaßen erklärt und bestätigt. Dazu ist jene Gegend auch reich an Steinsalzbildungen, mitunter in der Weise menschlicher Gestalten aufgerichtete Formen. Im Angesicht solcher naturhistorischen Denkmale braucht man denn die Verwandlung von Lot's Weib nicht so buchstäblich zu nehmen. Uebrigens ganz im Reinen ist man über die erwähnte Lokalität noch nicht. Höchst merkwürdig sind die Unternehmungen der Nord-Amerikaner nach dieser Richtung. Durch ein rein religiöses Interesse getrieben, rüstet der Staat eines andern fernen Erdtheils Expeditionen aus, um Aufschluß zu gewinnen über die physischen Verhältnisse Palästinas und eine Art wissenschaftlicher Kreuzzug wird von Nord-Amerika unternommen zur Ausmessung des Todten Meeres.

Auf so verschiedenen Wegen wird zur Erkenntniß der Welt beigetragen."

Er lud mich darauf in die Bibliothek ein, wo ich ein neues Packet Bücher für mich bereit fand. Obenauf lag der dritte Theil des „Kosmos". „Sie müssen nicht denken", sagte er, „daß ich mein Versprechen, Ihnen diesen Band des „Kosmos" zu schenken, vergessen hätte. Ich will Ihnen auch etwas hineinschreiben, zur Erinnerung an diese Zeit; und hoffe, die Lektüre wird Ihnen Freude gewähren". In sein Studirzimmer zurückgekehrt, setzte er sich an den Arbeitstisch, schrieb und las, sich zu mir umwendend:

Für **,

der mit ernster jugendfrischer Thätigkeit auf edeln Wegen geistiger Entwicklung anstrebt und mir, dem Urgreise, von einem theuren, schon Hingeschiedenen zugeführt wurde.

Zu freundlichstem Gedenken

A. v. Humboldt.

Berlin, im Febr. 1852.

Ich hörte seine herrlichen Worte nur mit halbem Ohr, wie im Traume; so sehr verwirrte mich dieser neue, so unerwartete Beweis wahrhaft väterlicher Freundschaft. Mir war feierlich und freudig zugleich zu Muthe und in Ausdrücken, die ich vergessen, dankte ich ihm für sein Ge-

schenk, dem die begleitenden Worte von seiner Hand, der Hand des „Urgreises“, eine höhere Weihe verliehen.

Gleich nachher befanden wir uns, ohne daß ich genau die Ideenverbindung zu erinnern wüßte, in einem Gespräch über die Idee der Unsterblichkeit. Dies war einer von den Gegenständen, welche, während meiner philosophischen Studien, einen geheimnißvollen Zauber auf mich ausgeübt hatten und es schien mir eine Gunst des Schicksals, auch nur wenige Worte darüber aus Humboldt's Munde zu vernehmen. Im Gedanken an ihn hatte ich den Vers Schiller's über den mimischen Künstler, der seines Namens Ewigkeit sich vorausnimmt durch seine gegenwärtigen Leistungen, zuerst in umfassenderem Sinne verstanden und das reiche, großgestaltete, geisterfüllte Bild seines Lebens und Wirkens war vor mir aufgestiegen bei den klassischen Worten, in denen Schleiermacher seine Unsterblichkeitslehre zusammenfaßt. Was ich jetzt von ihm hörte, bestätigte diesen Eindruck. Es waren die Worte des großen Forschers, des unermüdlichen Arbeiters auf dem Felde der Wissenschaft, der, weit entfernt, sich und das Seine zu suchen, ruhig auf dem Wege der Wahrheit voranschreitet, zufrieden in dem Bewußtsein mit den andern Heroen der Menschheit weiterzubauen an dem großen Bau der Zeiten und unbesorgt um die Zukunft, deren Fortschritte in freier Entwicklung innerlicher Kraft und wissenschaftlicher Erkenntniß die Gegenwart ihm verbürgt.

Humboldt bezeichnete die Idee persönlicher Unsterblichkeit einfach „als zu einer Kategorie von Problemen gehörig, die objektiv nicht zu entscheiden seien, für die es immer nur ein pro und contra gebe". „Die Beantwortung der Frage beruht für jeden Einzelnen auf einem persönlichen Bedürfniß, das als solches nicht zu widerlegen ist. Innerhalb des Gebietes der Wissenschaft streitet man: ob der Geist untrennbar sei von dem Körper, oder ob er, auch nach dem Zerfallen desselben, noch fort existiren könne. Für objektiv entscheidbar halte ich, wie gesagt, die Frage nicht. Aber für mich" fügte er mit unbeschreibbarem Ausdruck hinzu, „wäre es allerdings an der Zeit, eine Wahl zu treffen."

Er berührte auch kurz den Gespensterglauben. „Dieser" sagte er, „setzt nicht, wie der Unsterblichkeitsglaube, das Hinübergreifen unsrer Welt in eine andre, sondern das einer andern Geisterwelt in unsre Welt voraus. Mein Bruder war während der letzten Jahre seines Lebens lebhaft mit diesen Ideen beschäftigt. Ich meinerseits glaube an ein solches Hinübergreifen nicht. Es ist eine seltsame Richtung des menschlichen Geistes."

Die Aristotelische Entelechie, die Platonische Reminiszenz, das Nordamerikanische spirit rapping wurden nur vorübergehend erwähnt. Denn ein neuer Besuch wartete schon.

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 15. März 1852.

Humboldt schien heute sehr beschäftigt. Ich hatte ungewöhnlich lange im Vorzimmer zu warten und nachdem er mich aus meiner „Gefängnißhaft", wie er sich scherzend ausdrückte, befreit hatte, waren es nur wenige Minuten, die ich mit ihm verkehren durfte — aber schöne, lebendige Minuten.

Er kam auf Fanny Lewald zu sprechen, die er wenige Tage vorher in Gesellschaft gesehen. „Ich habe" sagte er „ihr Buch über England durchgeblättert. Sie hat manche Erscheinungen des Englischen Lebens sehr gut aufgefaßt und ist eine aufgeklärte geistreiche Dame. Aber eine Idee ist mir in ihrem Buche aufgestoßen, die mir äußerst befremdlich, ja fast unerklärlich scheint. Ich kann natürlich nicht wissen, ob diese Idee bei ihr konstant ist. Vielleicht ist es nichts als einer jener vorübergehenden Einfälle, wie sie bei den Frauen öfter zum Vorschein kommen, nur um andern Phantasieen Platz zu machen. Sie spricht nämlich die Ansicht aus: daß man das Christenthum verbessern und eine neue

Religion gründen müsse. Ich weiß nicht, was sie damit will. Eine neue Religion zu gründen scheint mir, ich möchte sagen eben so unmöglich, als hier in Preußen eine Pairskammer zu Stande zu bringen. Man muß doch bedenken, was man unter Religion versteht. Alle bisher bekannten Religionen vereinigen drei Hauptelemente in sich: zuerst einen historischen Mythus, dann etwas Geologie, Schöpfungsgeschichte und endlich ein Moralprinzip. Sollen diese Elemente auch in der neuen Religion wirksam sein? und wie sollen sie in ihr verbunden werden? Woher will sie den historischen Mythus nehmen? Was ist die moralische Tendenz dieser neuen Religion? Ich muß gestehn, daß ich mich in solche Weltverbesserungspläne nicht finden kann. Wir haben schon mit der Politik so viel zu thun, daß man uns nicht noch obendrein mit derartigen Ideen beunruhigen sollte. Oder können Sie mir vielleicht eine Lösung geben?" — Ich erwiderte: jene Stelle sei auch mir aufgefallen. Der Gedanke der Verfasserin scheine mir indeß weniger die Predigt einer neuen Religion, als daß sie den Ausdruck anwende auf die Verallgemeinerung und Realisirung der aus den Resultaten der modernen Wissenschaft hervorgehenden freien Bildung. „Ja", sagte Humboldt, „das ist aber doch nicht Religion."

Indem eine Pause entstand, befragte ich ihn über die Annehmbarkeit einer Hypothese, die mir beim Lesen des Kapitels über die Nebelflecke im dritten Band des „Kos-

mos" aufgestiegen war. Sollte man nicht dem unendlichen, unvollendbaren Progreß, der darin liegt, daß zuvor unaufgelöste Nebelflecke, zwar durch schärfere Fernröhre aufgelöst, aber zugleich auch bis dahin ungesehene Nebelflecke durch vervollkommnete Instrumente wieder in das Feld der Beobachtung gebracht werden, u. s. f. — sollte man diesem unendlichen Progreß nicht entrinnen können durch die Anwendung der Bildungstheorie unsres Sonnensystems, aus eben so nebelförmigem Zustande, auf die allmäliche Bildung der Weltkörper jener fernen Räume? — Humboldt verneinte dies. „Der transsolare Weltraum", erklärte er, „zeigt bis jetzt keine dem Sonnensystem analogen Erscheinungen. Dem Sonnensystem ist es eigenthümlich, daß die vorhandne Materie sich in nebelhaften Ringen konzentrirt hat. Im Mittelpunkt dieser Ringe entstand dann ein fester Kern, der sich allmälich zu Erden und Monden verhärtete. Etwas dem Aehnliches ist bis jetzt außerhalb des Sonnensystems nicht beobachtet worden. Die Ansicht von der allmälichen Veränderung der Nebelflecke und dem Werden der Weltkörper aus ihnen, hat etwas Gemüthliches. Ich bin jedoch überzeugt, daß noch alle Nebelflecken sich als Sternhaufen erweisen werden. Zu diesem Schluß berechtigen wenigstens die merkwürdigen Resultate der großen Teleskope des Lord Rosse mehr als zu irgend einem andern."

Treu seinem wunderbaren Festhalten an dem empirisch

Erforschten und seiner Gewohnheit durch dieses seine allgemeinen Vorstellungen zu bestimmen, behauptete Humboldt auch die Unendlichkeit des Weltraums nicht als feststehendes Axiom. Er sagte in Beziehung auf diese Frage: „Das Gebiet der Forschung erweitert sich nur mit der Vervollkommnung der Instrumente. Wir werden befähigt, die Sonde immer tiefer in die Tiefen des Weltraums zu werfen und die Wissenschaft gelangt zu fortschreitenden Resultaten. Aber unsern Vorstellungen ist es allerdings angemessner, in diesem Fortschritt eine Unendlichkeit als eine Begrenzung anzunehmen; und da wir einmal nach menschlichen Köpfen philosophiren, so bleiben wir dabei. Aristoteles hat, wie Sie wissen, an der Unendlichkeit des Raumes gezweifelt". — Die Annahme eines Weltmittelpunkts, wie Mädler sie neuerdings wieder aufgestellt, verwarf er. Nichts fordere zu einer solchen Hypothese auf. Vielleicht gebe es im Weltraum mehrere große unsichtbare Attraktionspunkte. „Jener vielbesprochene Weltzentralpunkt ist ein astronomischer Scherz."

Auf meine besondere Bitte zeigte er mir noch das im dritten Theil des „Kosmos" erwähnte Lichtbild des Mondes, wobei er die Hauptmeere und Gebirgszüge namentlich anführte; auch Exemplare eben von England eingetroffner Talbottype: den Arc de l'Etoile, das Fort von Vincennes u. a. Und, auf baldiges frohes Wiedersehen nahmen wir Abschied.

Im April 1852 starb mein Bruder, nach langem unheilbaren Leiden, dessen Keime, in den Jahren aufregender politischer Thätigkeit (1848—49) gelegt, während seiner Gefangenschaft im Jahre 1850 verhängnißvoll ausgebildet waren. Da Humboldt sich öfter theilnehmend nach seinem Ergehen erkundigt, auch Briefe mit ihm gewechselt hatte, gab ich ihm Nachricht von meines Bruders Tode und begleitete mein Schreiben mit mehreren Zeitungsnummern, welche eingehende biographische Nachrichten und Charakterschilderungen des Dahingeschiedenen enthielten. Humboldt schickte die letzteren nach einigen Tagen zurück und schrieb:

Die baldige Uebersiedelung des Hofes nach Potsdam und die unbequemen Folgen, die eine freilich schon oft erlebte Begebenheit für mich hat, der so vieler Bücher bedarf, zwingt mich, mein lieber ** Ihnen nur in wenigen Zeilen von dem herzlichen Antheil zu reden, den ich an Ihrem so gerechten und tief gefühlten Schmerze nehme. Der so viel begabte Bruder ist in der Zeitung vom 22. April auf eine

Weise geschildert die Ihrem Herzen wohl thun muß. Der Artikel vom 13. April ist unzart.

Ich freue mich des Fortschreitens in Ihrer Arbeit. Mein Unwohlsein war Nichts als Heiserkeit und Schnupfen. Auch ich arbeite viel, ohne fröhlich zu sein — das ist schon längst bei mir keine Bedingung des Lebens. Ich werde mich freuen Sie zu empfangen, Freitag um 1 Uhr, weil ich früher meines Hierseins nicht sicher bin. Möchte ich Ihren Schmerz lindern können!

Ihr

A. v. Humboldt.

Dienstag.

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 2. Mai 1852.

Ich besuchte Humboldt zu der angegebenen Zeit und Nichts konnte die zarte, liebenswürdige Theilnahme übertreffen, die seine große, für alles Menschliche offene Seele mir entgegenbrachte. Unser Erstes war dann: die meines Bruders Tod begleitenden Umstände noch einmal durchzusprechen. Lebhafter als zuvor äußerte er bei dieser Veranlassung seine Theilnahme für die zahlreichen Opfer der jüngst verflossenen Jahre, „oft Menschen von großen Fähigkeiten, die durch Tod, Exil oder Gefangenschaft dem Vaterlande entrissen seien. Nächst der gegen die freie wissenschaftliche Forschung, gegen die Freiheit des Denkens gerichteten Verfolgung gebe es keine hassenswerthere Tyrannei als die Rachsucht politischer Faktionen.“ „Und doppelt gehässig“ fuhr er fort, „erscheint diese Rachsucht, wenn sie unter dem heuchlerischen Schein einer höhern Pflicht auftritt, oder den ehrgeizigen Plänen eines gewissenlosen Abenteurers dient, wie jetzt in Frankreich. Ich selbst erwarte heute einen Refügié bei mir zu Tische,

den bekannten Bildhauer David d'Angers, der mit so vielen Andern, in Folge des zweiten Dezembers Frankreich hat verlassen müssen. Er ist ein exaltirter, aber ein sehr edler Mensch, ähnlich wie sein Namensvetter aus der ersten Revolution; Kosmopolit in seinen Ansichten; in seinen künstlerischen Vorstellungen, wie er mir selbst öfter auseinandergesetzt, überzeugt von der Nothwendigkeit dessen was man Kultus des Genius genannt hat und enthusiastischer Anhänger der Gall'schen Schädellehre. Sie haben gewiß die Kolossalbüste im Nebenzimmer bemerkt*). Sie ist nicht nur sein Werk, sondern auch sein Geschenk. Ich weiß daß er in dieser Art viele der von ihm angefertigten Büsten an die Inhaber der Originalköpfe verschenkt hat. Er spricht davon als von seinem ex voto im Tempel der Menschheit. Eine Kolossalstatue des Markus Bozzaris, zu deren Anfertigung philhellenische Sympathieen ihn veranlaßten, steht auf einem öffentlichen Platze in Athen. Für solche Menschen ist allerdings Frankreich, wo jetzt die ganze Türkei ausgebrochen ist, kein Aufenthalt. Er beabsichtigt eine Reise nach Griechenland und Kleinasien und ich war eben beschäftigt ihm Empfehlungsbriefe zu schreiben."

Wir sprachen nachher über verschiedene literarische Persönlichkeiten, u. A. über Heinrich Heine. Hum=

*) Eine Kolossalbüste Alexander v. Humboldt's, in Marmor.

boldt äußerte sich über Heine wenig günstig. Er sei, während eines zehnjährigen Aufenthalts in Paris, öfter mit Heine in persönliche Berührung gekommen; aber seine Persönlichkeit habe immer etwas Zurückstoßendes für ihn gehabt. „Was seine Schriften angeht, so leiden sie, bei aller Brillianz des Styl's, an einer seltsamen Gebrochenheit der Behandlung. Von Moralität kann nun von vornherein nicht bei ihm die Rede sein; allein man ist auch niemals sicher über das letzte Stadium seiner Meinungen.“

Auch ich hatte Veranlassung Humboldt's Vermittlung in einer politischen, oder vielmehr in einer Preußischen Polizei-Angelegenheit in Anspruch zu nehmen. Einem meiner Bekannten, der sich früher durch seine politischen Ueberzeugungen bemerkbar gemacht, übrigens aber vor dem Gesetze schuldlos war, und sich damals zum Zweck wissenschaftlicher Studien in Berlin aufhielt, wurde plötzlich eröffnet, daß (man ließ ungewiß aus welchen Gründen) der Aufenthalt in der Hauptstadt der Intelligenz ihm nicht ferner gestattet werden könne. Ich wußte in jener Epoche noch nicht was ich bald nachher erfuhr: daß nämlich das System polizeilicher Ueberwachung sich auf Alexander von Humboldt selbst erstreckte und bat um sein Einschreiten zu Gunsten meines Freundes. Humboldt antwortete:

Ich beklage innigst, mein theurer **, Ihren so zarten menschlichen Wunsch nicht erfüllen zu können. Da es dem Präsidenten Hinckeldey genau bewußt ist, daß ich die verfolgte Person auch nicht einmal

dem Namen nach kenne, so würde eine Empfehlung von mir nicht den geringsten Eindruck machen. Ich kann den Schritt um so weniger thun als mir eine ganz individuell motivirte Bitte abgeschlagen worden ist.

Freundschaftlichst

Ihr

A. v. Humboldt.

Dringende Arbeiten, Vorbereitungen zum Examen, hielten mich, nach dem eben erwähnten Briefwechsel, während der Sommermonate ab, Humboldt wieder aufzusuchen. Das Semester ging zu Ende und der langerwartete Entscheidungstag war vor der Thüre. Da überraschten mich die nachstehenden Zeilen von seiner Hand — mir zugleich ein frohes Ereigniß und ein glückverheißendes Omen.

Humboldt an den Herausgeber.

Ich hoffe, mein lieber **, daß Sie mir nicht zürnen, daß ich leider! nicht thun konnte was Sie mit Recht gewünscht. Ich muß mit dem König auf drei Wochen, Mittwoch sehr früh nach Puttbus. Soll ich die Freude haben Sie seit so langer Zeit einmal wieder zu sehen, so besuchen Sie mich Dienstag um 12 Uhr, in Berlin. Mit alter Anhänglichkeit

Ihr

A. v. Humboldt.

Potsdam, 2. Aug. 1852.

Besuch bei Humboldt.

Berlin, 5. Aug. 1852.

Einfach überzeugend wie Humboldt's abschlägige Antwort in jener Polizeiaffaire für mich gewesen war, mußte ich mich fast beschämt fühlen durch die Anspielung in seinem Briefe, in dem seine fortdauernde freundschaftliche Theilnahme, sowie sein Verhältniß zu der berührten Sache, sich so vollkommen nach der Art seiner humanen Denkweise aussprach. Denn ich kannte ihn lange genug, um den Meister feiner geistreicher Rede und vollendeter geselliger Form unterscheiden zu können von der Humanität des „Urgreises", der, ein moderner Sokrates und Aristoteles zugleich, die Größe der Wissenschaft und der Menschlichkeit in sich vereinte und in dessen Herzen das heilige Feuer, unter dem Schnee des Alters, mit Jugendwärme fortglühte. Er hörte auch meine wiederholten Entschuldigungen, wegen der in jener Sache an ihn gerichteten Bitte, freundlich an. „Wie könnten Sie glauben", sagte er, „daß ich Ihnen eine so natürliche Bitte verdacht hätte! Aber, die Wahrheit zu sagen, ich bin ja, während

der letzten Jahre, selbst eine mißliebige Person geworden; und würde längst als Revolutionär und Autor des gottlosen „Kosmos" ausgewiesen sein, verhinderte dies nicht meine Stellung beim Könige. Den Pietisten und Kreuzzeitungsmännern bin ich ein Gräuel; Nichts würde ihnen lieber sein als daß ich schon unter der Erde vermoderte."

Humboldt sprach diese Worte mit einem eigenthümlich gemischten Ausdruck von Ernst und ironischer Ueberlegenheit, den ich bei ähnlichen Veranlassungen schon öfter an ihm beobachtet. Bei dem Gedanken an seine Ausweisung vermochte ich nicht ein Lächeln zu unterdrücken; aber für wie mächtig mußte er den Einfluß „der kleinen aber starken Partei" halten, um überhaupt nur zu einer solchen Aeußerung veranlaßt zu werden!

Aeußerlich schien er mir etwas älter geworden. Und in der That erklärte er im Laufe des Gesprächs: er bemerke an seinem Gange seit einiger Zeit eine gewisse Unsicherheit und Trägheit, bei der es ihm schwer falle auf einer geraden Linie sich fortzubewegen. „Uebrigens arbeite ich nach wie vor die Nächte durch, ohne merkliche Abnahme meiner Kräfte. Andern Leuten, wenn sie alt werden, pflegt das Stehen beschwerlich zu sein. Dies verursacht mir, sonderbarer Weise, durchaus keine Anstrengung. Ich kann, wenn es darauf ankommt, acht Stunden und länger, auf den Füßen bleiben." — Ueber die letztverflossene Zeit sagte er: „Ich litt an Gemüthszerissenheit. Sie

können wohl denken, die scythische Einwanderung, der Besuch des Kaisers von Rußland, die fast zwei Monate dauerten, der ganze damit verbundene festliche Aufruhr, hemmten den Fortgang meiner Arbeiten. Nicht als hätte all die Unruhe ohne Ziel mich innerlich gestört — ich arbeitete auch währenddeß die Nächte durch weiter; aber zuweilen empfand ich doch einen Ekel und eine Abspannung, die sich nicht unterdrücken ließen. Dann, nachdem diese Völkerwanderung vorbei war, fing eine neue, von Süden her, an. Die ganze *** Familie kam zum Besuch — und zum Unglück befanden sich unter diesen Gästen mehrere literarische Persönlichkeiten, deren Ansprüche zu befriedigen für mich keine so leichte Sache war."

Nach allerlei Andern erzählte ich auch von den neu eröffneten Aussichten zu einer Italienischen Reise; und Nichts hätte das Vorgefühl des Genusses, den ich mir von meinem Zuge über die Alpen versprach, lebendiger erhöhen können als die warme Theilnahme, mit welcher Humboldt diese Nachricht aufnahm. „Ein alter Reisender wie ich", sagte er, „darf wohl den glücklichen Impuls rühmen, der den Menschen in die Ferne treibt und ich freue mich für Sie, daß gerade in diesem Zeitpunkt die Gelegenheit zum Reisen sich Ihnen darbietet. Unsere einheimischen Bildungsmittel sind vortrefflich genug und wir sind ein fleißiges Volk; — allein ohne die unmittelbare Anschauung der Kultur und Zustände fremder Nationen, ohne die freie Bewegung in fremden

Verhältnissen bleibt denn doch immer eine Lücke in der geistigen Ausbildung; — zumal bei der jetzigen Lage Deutschlands, wo wir Mangel leiden an einem großen öffentlichen Leben. In England findet in gewissem Sinn das Umgekehrte statt: das öffentliche Leben übernimmt dort den größern Theil der Erziehung. Dennoch aber schickt man die jungen Leute auf die Grand Tour, nach Italien, Griechenland, Aegypten, Palästina und Konstantinopel, damit sie die Welt sehen und die großen Natur- und Kunsteindrücke in den alten Mittelmeerstaaten empfangen, auf deren Kultur unsere moderne Welt ruht. Ich will nicht behaupten daß solche Reisen stets große Resultate bringen; allein man geht dabei von richtigen Voraussetzungen aus und die Praxis trägt im Großen und Ganzen gute Früchte. Bei Ihnen zweifle ich nicht an den besten Erfolgen und ich werde Ihnen gern Empfehlungen mitgeben, sobald Sie wissen in welchem Moment Sie Ihre Reise antreten werden."

Indem Humboldt sprach, bei dem hellen Klang seiner noch immer modulationsreichen Stimme, bei dem leichtströmenden Fluß der Rede und dem belebten Ausdruck der edlen, verehrungswürdigen Erscheinung des großen Mannes, hatte mein erster Eindruck, als seien deutlichere Spuren des Alters an ihm bemerkbar, sich wie in Nichts aufgelöst. Die erfrischende Bergluft, der reine Aether des Geistes umwehte mich wieder, in den seine Nähe,

seit ich ihn kannte, mich bei jeder neuen Begegnung, wie in das ihm eigene Element, emporgehoben. Unwillkürlich tauchte die Erinnerung an jenen Sonntag vor zwei Jahren in mir auf, als ich auf ewig von ihm Abschied zu nehmen glaubte. Jetzt erschien es mir als läge die Zukunft noch sonnig vor uns, als könne ich meinen Freund nimmer verlieren. Mit ihm zu verkehren war im wahren Sinne ein Wandeln auf den Höhen der Menschheit. Seine Hand zertheilte mit leichtem luftigen Finger das über der Welt lagernde Gewölk, wie die Nebelgebilde der Seele; — die Fernen der Vergangenheit und der Zukunft, der Geschichte und der Natur erschienen in klarer Gliederung vor dem unbefangen verweilenden Blick und die einfache Gegenwart seiner humanen Größe erregte zu Gefühlen der Harmonie, der Hoffnung und neuen frohen Strebens.

Wir kamen noch auf die französischen Zustände, über deren innere Hohlheit und Korruption Humboldt sehr scharfe Aeußerungen fallen ließ. „Die Usurpation Louis Napoleons“, sagte er, „erinnert mehr an die Chronik der Tyrannen des alten Griechenlands und des mittelalterlichen Italiens als an die Generale des Bas Empire. Bei den letzteren war es meist Kriegsruhm und rohe Gewalt allein, die sie auf den Thron hob; hier dagegen macht sich neben der Gewalt ein überwiegendes Element gewissenloser Hinterlist geltend. Ein ganzes System

täuschender Ideen wird wie ein fertiges Glaubensbekenntniß propagirt und glänzende Programme von Versprechungen und Reformen sollen das Volk über den Verlust seiner Freiheit täuschen. Der Anblick dieser Zustände stimmt doppelt traurig im Angesicht der abenteuerlichen Gruppe von Sophisten, Spekulanten und zweideutigen Charakteren jeder Art, die sich in den Vordergrund der Nation drängen und wenn man die Fatalität, das ruere in servitium beobachtet, welche den Plänen des Usurpators in der Masse des französischen Volkes zu Hülfe kommen."

Unwiderstehlich ironisch erzählte er von einer kürzlich in Köln erschienenen Schrift gegen den „Kosmos", worin der Verfasser „losziehe gegen ein in den letzten Jahren erschienenes „Kosmos" betiteltes Werk" und unter andern die Theorie der Sternbildung dadurch rechtfertigen wolle, daß eine Masse Sterne vor der Entdeckung des Fernrohrs nicht gesehen seien, die man jetzt sieht.

Zum Schluß freundliche Wünsche für das bevorstehende Examen und heiterster Abschied. Ich soll ihn vor der Italienischen Reise aber jedenfalls noch besuchen.

Das Examen war glücklich bestanden, die nothwendigsten Briefe und Besuche absolvirt und auch, was ich mir bis zuletzt aufgespart, eine kleine literarische Sendung an Humboldt nach Puttbus abgegangen. Bevor ich jedoch in die Heimath zurückkehrte, unternahm ich einen Ausflug in die Oberschlesischen Berge, nach Reinerz, — eine ebenso willkommene als nothwendige Erholung, nach dem staubig heißen Sommer der Märkischen Hauptstadt. Denn die Vista der Alpen und Apenninen, die grünen Gebirgswiesen, von schroffen, tannengekrönten Felsen und zackigen Gletschern überragt, das Rauschen des Gießbachs, die blauen Seen, die von zauberischem Lichtduft überströmten Küsten des Mittelmeers, lagen damals noch in ungewisser Ferne. Kaum hatte ich mich einige Tage in den neuen Umgebungen orientirt, als ich durch den nachstehenden Brief Humboldt's freudig überrascht wurde.

Humboldt an den Herausgeber.

Gestern Abend von einer zweitägigen Exkursion nach Arkona, dem nördlichsten Theil dieser Insel, zurückkehrend, finde ich Ihren lieben Brief und Ihre schöne Abhandlung De Historiae conscriptionis Historia. In der Hoffnung daß mein warmer Dank und der Eindruck den mir das erste Durchblättern Ihrer gedankenreichen Schrift gemacht, Ihnen, theurer **, einige Freude bereiten könnte, ergreife ich schon diesen Morgen die Feder. Sie haben meine Hoffnungen reichlich erfüllt und da meine Augen mehr auf die Zukunft und das künftige Geschlecht, als auf die Vergangenheit gerichtet sind, so ist es mir immer ein großer Genuß, wenn die, deren Talent und Sinnesart ich frühe errathen, mehr noch erfüllen als ich bei aller Zuneigung erwarten durfte. Mögen Sie bald Muße gewinnen, von den Fesseln der fremden ungemüthlichen lateinischen Sprache entfesselt, auszuführen, was Sie hier zwar fragmentarisch, aber doch in lobenswerther strenger Gedankenverbindung vorgetragen haben, das Allgemeine durch das Einzelne sinnig erläuternd. Gleich Ihr Anfang

über Prinzip, Begriff und Wort „Historie" hat mir sehr gefallen. Ich habe, wo ich mich gegen die schlechte Definition des Valerius Flaccus erkläre (Kosmos I, 64) auch auf die **Bewegung** angespielt, ich hoffe, ganz in Ihrem Sinne: „Das Sein wird in seinem Umfang und innern Sein vollständig erst als ein Gewordenes erkannt." — Was Sie mir freundliches über meinen Antheil an dem Fortschreiten in Ihrer Geistesentwicklung, an der Ausbildung Ihres edeln, kräftigen, ernsten Charakters sagen, empfange ich mit herzlichem Dank. Meiner Gesundheit mehr als meinen Arbeiten sind die Seebäder ersprießlich gewesen. Ich kehre am 23sten wahrscheinlich nach Berlin zurück. Lassen Sie mich nicht in Unwissenheit über Ihre künftigen Schicksale!

Mit freundschaftlicher Anhänglichkeit

Ihr

A. v. Humboldt.

Putbus, 16. August 1852.

Gegen das Ende meines Aufenthalts in Reinerz erlangte ich Gewißheit über die Zeit meiner Abreise nach Italien und schrieb daher an Humboldt, wegen der versprochenen Empfehlungsbriefe. Aber wider Erwarten verstrich eine Reihe von Tagen ohne Antwort, so daß ich, verwöhnt durch die Pünktlichkeit seiner Korrespondenz, befürchtete, mein Brief an ihn möge verloren gegangen sein. Dazu kam eine andere Besorgniß: die durch die Zeitungen verbreitete Nachricht von einem ernstlichen Unwohlsein Humboldt's. Ich verließ daher Reinerz und meldete mich bei ihm, gleich nach meiner Ankunft in Berlin. Noch am Abend desselben Tages erreichte mich nun das nachstehende Billet.

Humboldt an den Herausgeber.

Ihr sich so beredt endender Brief vom 16. Sept. war in meinem Hause liegen geblieben und kam vorgestern erst in meine Hände. Schon gestern hatte ich Ihnen nach Reinerz geschrieben, blos unter Ihrem Namen, und zwei sehr warme Empfehlungen nach Florenz und Rom beigelegt. Damit dies Alles nicht verloren gehe, bitte ich Sie, mein theurer **, sogleich nach Reinerz zu schreiben. Mein Name steht wie gewöhnlich auf der Adresse. Ich bedauere, daß die alberne Zeitungsmythe meiner „bedenklichen Krankheit" auch Sie beunruhigt hat. Ich war bloß sehr erkältet (aber ohne Pulsveränderung und Kopfweh) von Rügen zurückgekommen. Sie haben doch noch einige Zeilen von mir über Ihre recht sinnige Dissertation und die philosophische Betrachtung der alten Geschichtsschreiber erhalten. Ich bleibe, um das ewige Umziehen zu vermeiden, während des Königs Abwesenheit in Potsdam, wo ich mich freuen werde Sie morgen Mittag 1 Uhr zu sehen.

Ihr

A. v. Humboldt.

Potsdam, 24. Sept. 1852.

Besuch bei Humboldt.

Potsdam, 25. Sept. 1852.

Humboldt empfing mich in dem Zimmer im Potsdamer Schlosse, wo ich ihn vor vier Jahren zuerst besucht hatte, unverändert frisch in seinem Aussehen und auf's herzlichste zuvorkommend wie immer. „So verdrießlich die verspätete Ankunft und das ungewisse Schicksal seiner nach Reinerz gerichteten Briefe sei, so sehr freue es ihn, daß ihm dadurch das Vergnügen verschafft werde, mich vor der Abreise nach Italien noch einmal zu sehen. Meinem Aussehen nach zu urtheilen, sei die Gebirgsluft mir wohl bekommen.“ —

Ich erzählte nun Mehreres von meinem Reinerzer Naturleben: von den Exkursionen in die pittoreske Landschaft, die mit ihren schroffen Felsbildungen, steilabfallenden, tannenbewachsenen Plateaus und zahlreichen Kegelbergen mich lebhaft an die schönsten Theile der Sächsischen Schweiz erinnert hatte. „Was noch merkwürdiger ist“, bemerkte Humboldt, „die Natur hat einen ähnlichen Typus in größerm Maaßstabe wiederholt an den Antipoden. Ich selbst, wie Sie wissen, habe die Südsee nur auf einer

kleinen Strecke an der Küste von Peru befahren, obgleich mein ursprünglicher Plan war über China und Indien zurückzukehren. Wenn man aber den Erzählungen der Reisenden trauen darf, so erinnert der Anblick der Südsee, in der Gegend des Sozietät- und Paumotu-Archipels, wo eine Menge isolirter vulkanischer Kegel sich in ähnlicher geologischer Plastik und Gruppirung über den Inseln erheben, auf frappante Art an jene Partieen der Sächsischen Schweiz und der Sudeten. Sie haben", fügte er lachend hinzu, „gewiß doch auch den Zobten noch an seinem alten Flecke gefunden, den mehrere Berliner Blätter vor einigen Wochen mit so großem Gepolter einstürzen ließen."

Er schien genau mit der Gegend bekannt, fragte auch nach der Riesentanne im Reinerzer Hochwalde und freute sich zu hören daß ich die Heuscheuer besucht, deren seltsame Felsgebilde „eine so merkwürdige Anschauung gewährten von dem alten cyklopischen Treiben und Bauen der Naturkräfte". Die Erwähnung meines Besuchs in der böhmischen Grenzstadt Nachod und in dem die Stadt überragenden Schloß, einem ehemaligen Stammsitz der Piccolomini, gab ihm Gelegenheit zu einem seiner ironischen Ausfälle gegen den jetzigen Besitzer „den fürstlichen Finanzier von B." „Glückliche Kombination, die es diesem möglich gemacht, zu gleicher Zeit zwei Bedürfnisse zu befriedigen: seine spekulativen Tendenzen und seine schöngeistigen Aspirationen."

Humboldt kam dann noch einmal auf meine Dissertation zurück und äußerte sich in lobenden Worten über Form und Geist der Behandlung. Er billigte, daß ich auch der Orientalischen Geschichtschreibung, und besonders den historischen Büchern des Alten Testaments, einen Abschnitt gewidmet. „Dort, im Orient", sagte er, „ist noch eine große Renaissance zu erwarten, die in ihrer Weise nicht weniger bedeutsam auf unsere Ansichten von der Geschichte und Entwickelung der Menschheit reagiren wird als die griechisch-römische Renaissance im 15. Jahrhundert. Die seit etwa funfzig Jahren in Aegypten, Assyrien und Indien schon gemachten Entdeckungen sind erst der Anfang dazu. Sie liefern werthvolles Material für die historische Kritik und regen an zum Studium der vergleichenden Sprachkunde, welches die sicherste Basis und in vielen Fällen die einzige Quelle bildet für die Einsicht in den Zusammenhang der früheren Geschichte der Menschheit. Mein Bruder hat über diesen Gegenstand mehrere schöne Abhandlungen geschrieben. Aber der orientalische Geschichtshimmel zeigt, so zu sagen, noch mehr Nebelflecke als hell leuchtende Sterne; und schärfere Instrumente als die bisher angewandten sind nöthig, um jene mythischen Regionen mit Klarheit und fest begrenzten Gestalten zu erfüllen. Viel kann durch friedliche wissenschaftliche Expeditionen bewirkt werden. Doch diese selbst können erst dann reichliche Früchte tragen, wenn sie mit geregeltem, ausgebildetem

Handelsverkehr Hand in Hand gehen. In der That scheinen die Probleme der Wissenschaft auch hier, wie so oft, mit der Lösung kommerciell-politischer Probleme enge verknüpft. — Vergessen Sie nur nicht, Exemplare Ihrer Schrift nach Italien mitzunehmen! Welche Route werden Sie einschlagen?"

Ich skizzirte kurz den vor mir liegenden Weg, worauf Humboldt bemerkte: „Sie haben eine schöne Zeit vor sich und ich sehe Sie nicht allein mit den besten Wünschen, sondern auch mit der sichern Hoffnung ziehen, daß die Stationen Ihrer Reise Ihnen Marksteine froher Erinnerung und Stadien geistiger Entwickelung sein werden. Kein anderes Land vereinigt in gleichem Maaße die magischen Wirkungen von Natur, Kunst und Alterthum wie Italien. Nirgends kündet sich, in der Mitte von Ruinen, ein so hoch zivilisirtes Leben an. Auch das südliche Frankreich, dem Lauf der Rhone entlang, wird Ihnen gefallen. Ich wiederhole übrigens was ich Ihnen schon geschrieben habe, über die, durch den gegenwärtigen Zustand jener Länder gebotene Vorsicht im äußern geselligen Verkehr. In Sardinien wird dieselbe weniger dringend sein als in der Lombardei und dem Süden Italiens. Je ferner Sie sich indeß überhaupt von gewissen Kreisen und Persönlichkeiten halten, um so befriedigender wird es sein für die Zwecke Ihrer Reise."

Von seinen eigenen Arbeiten erzählt er: dieselben seien in jüngster Zeit durch äußere Umstände, mehr als ihm lieb, unterbrochen und verzögert. „Der vierte Theil des „Kosmos“ macht mir aber auch abgesehen davon mehr zu schaffen als die vorhergehenden Bände. Die Fülle des zu bewältigenden Stoffes, das Detail aller tellurischen Verhältnisse bis in die äußersten Spitzen des gegenwärtigen Fortschritts der Wissenschaft, ist fast zu groß für den Umfang eines Bandes und ich denke zuweilen, wie Cicero sagt, ich habe keine Zeit mehr mit lapidarischer Kürze zu schreiben. Augenblicklich ist der achte Bogen zum Druck abgegangen. Ich arbeite aber zugleich noch an einem Theile „Geologischer Erinnerungen“, den ich in den ersten Monaten des nächsten Jahres zu beendigen hoffe.“

Ein neuer Besuch wurde in diesem Augenblick angemeldet. Ich sprang auf und äußerte die lebhafte Hoffnung, daß ihm vergönnt sein möge sein großes Werk in voller kräftiger Gesundheit zum Abschluß zu bringen. Heiter erwiderte er: „Auch ich hege diese Hoffnung. An Muth zum Leben und Arbeiten fehlt es mir wenigstens bis jetzt nicht. Sie kennen ja meine häuslichen Gewohnheiten; diese sind, kurze Unterbrechungen abgerechnet, unverändert dieselben. Wenn man, wie ich, 83 Jahre dabei alt geworden ist, ohne auffallende Gebrechen, so ist es wohl erlaubt noch auf einige Lebensjahre in der

Zukunft zu rechnen. Schreiben Sie mir, wenn meine Empfehlungsbriefe in Ihre Hände kommen und geben Sie mir Nachricht von der Reise. Sie wissen daß Sie mich dadurch erfreuen."

Er begleitete mich bis an die Thür und mit herzhaftem Händedruck nahmen wir Abschied.

Nach ** zurückgekehrt, erwartete ich vergeblich mehrere Tage die Ankunft der Briefe aus Reinerz und traf, da ich meine Abreise nicht länger verzögern durfte, Anordnungen wegen der Nachsendung des „freien Geleits" meines Freundes, in dessen Huth ich mich sicherer und heimischer fühlte als unter dem Versprechen des polizeilichen Schutzes, den mein wohl besiegelter Reisepaß mir angedeihen ließ. Die nachstehenden Briefe zeigen jedoch, *ein* wie weiter Weg noch vor mir lag und wie sehr ich, wider Wissen und Willen, die theilnehmende Güte des Freundes in Anspruch zu nehmen hatte, bevor seine Empfehlungen endlich in meine Hände gelangten.

Humboldt an den Herausgeber.

Nur damit Sie, mein lieber ** nicht besorgen, die zwei Ihnen bestimmten Empfehlungsbriefe seien verloren, melde ich Ihnen daß sie in meinen Händen sind. Der an Sie adressirte Brief ist mir von der Post in Reinerz, die von dem Verfasser der „Historia Historicorum“ wenig zu wissen scheint, nach Potsdam zurückgesandt. Die einfachsten Dinge werden oft die verwickeltsten. Aus meiner Hand werden Sie hier die Briefe empfangen.

Freundschaftlichst

Ihr

A. v. Humboldt.

Potsdam, den 28. Sept. 1852.

Nur wird vielleicht auch dieser Brief Sie wieder nicht in ** finden.

Humboldt an den Herausgeber.

Hier, mein theurer **, haben Sie, neben den Zeichen meines Wohlseins und meiner Anhänglichkeit für Sie, zwei Briefe, die Ihnen, hoffe ich, nützlich sein werden. Italien wird, trotz seiner jetzigen unnatürlich gespannten Lage, Ihnen doch viel Freude gewähren. Es ist ja recht eigentlich ein geschichtliches Land. Eben wegen dieser Spannung gedenken Sie ja meines urgrauen Rathes, dort viel Vorsicht im äußern Leben anzuwenden, besonders auch in der Annäherung so vieler, neben der Langenweile auch Unheil und Unbequemlichkeit bringenden Landsleute. Schreiben Sie mir vor Ihrer Abreise, mein theurer **, ob meine warmen Empfehlungsbriefe noch in Ihre Hände gekommen sind. Herr **** ist ein tiefer Kenner des Italienischen Mittelalters; sehr katholisch gestimmt, dabei frei und edel. Alle Briefe an mich werden aufgebrochen, auf dem Wege und auch hier, seit Jahren.

Freundschaftlichst

Ihr

A. v. Humboldt.

Potsdam, 23. Sept. 1852.

Humboldt an den Herausgeber.

Ich erhalte so eben Ihren lieben Brief aus Frankfurt a./M. vom 9ten und eile die verhängnißvollen Briefe nach Bern (wie Sie es wünschen) poste restante zu adressiren. Ich thue es mit Mißtrauen, weil ich sie Ihnen so gern hier selbst übergeben hätte. Mögen Sie in Ihren neuen Verhältnissen sich gefallen, mit Menschen leben, die Ihren geistigen und gemüthlichen Werth zu begreifen verstehen. Nehmen Sie ja Exemplare von Ihrer Dissertation mit. Es liegt darin der Keim einer schönen Arbeit.

Mit alter Anhänglichkeit

Ihr

A. v. Ht.

Potsdam, 11. Okt.



Dritte Abtheilung.

Briefe und Gespräche aus den Jahren 1853 — 1856.

Aufenthalt in Italien. Rückkehr nach Deutschland.

Ich verlebte ein volles Jahr in Italien, das ich, von Nizza bis Pästum und von Rom bis Venedig, nach allen Richtungen durchwanderte. Mannigfache Beziehungen knüpften sich während dieser Epoche an und einen Augenblick hatte es den Anschein, als sollte ich auf längere Zeit an Rom und die wissenschaftlichen Kreise der Deutschen gefesselt werden, die, neben den Künstlern, unter den Ruinen der ewigen Stadt, die Welt der antiken Vergangenheit erforschen. Doch meine Gedanken schweiften schon auf andern Bahnen. Verhältnisse, die hier näher zu erklären unnöthig ist, bestimmten mich, jenen römischen Aussichten zu entsagen. Nachdem ich Rom verlassen, brachte ich noch schöne Tage des Studiums und des Genusses, wie nur Italien sie dem Fremden gewährt, in Neapel und an den südlichen Golfen zu, berührte Pisa, Florenz und Venedig im Fluge und kehrte nach Deutschland zurück, mit dem Entschluß zur Uebersiedlung nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Von Humboldt hatte ich, seitdem er mir nach Bern geschrieben, keine direkte Nachricht gehabt. Nur freundliche Grüße von ihm waren mir durch einen reisenden Landsmann überbracht worden und in Venedig, kurz vor der Abfahrt nach Triest, fand ich in den Zeitungen seinen Brief an Mr. Lionel Gisborne, über die Kanalisation des Isthmus von Panama, zur Verbindung des Atlantischen und des Stillen Meeres. Ganz in Humboldt's großem Style geschrieben, voll seiner wunderbaren Lokalkenntniß der Erde, lebendig beseelt von dem stets wachen, stets anregenden Interesse für die Ausführung großer wissenschaftlicher Unternehmungen und von dem erwärmenden Licht seines humanen Geistes überstrahlt, vergegenwärtigte dieser Brief, indem ich von Italien Abschied nahm, mir aufs Lebhafteste sein Wesen und seine Persönlichkeit, während er zugleich die erwünschteste Nachricht schien von seinem Wohlergehn und eine glückbedeutende Vorbedeutung für die nächste Zukunft. Ich nahm das Blatt mit nach Deutschland hinüber und bewahrte es seitdem, zum Andenken an jene Zeit, unter meinen Papieren.

Leider fügte es sich, daß ich Humboldt selbst damals nicht sah. Ich zeigte ihm daher brieflich meine Rückkehr an, erzählte von Italien und motivirte meine angelsächsischen Pläne, mit der später beschlossenen Abänderung einer vorläufigen Niederlassung in London. Daß ich für

das Gelingen meines Vorhabens auf Humboldt's freundschaftliche Theilnahme hoffte, war unter den Umständen nur natürlich und ich erfuhr bald, wie wenig ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht, wie im Gegentheil diese von der Güte des väterlichen Freundes wieder so weit übertroffen wurden. Die nachstehenden Briefe enthalten Humboldt's Antwort. Ich schalte sie ohne Unterbrechung ein, da sie sich selbst hinreichend erklären.

Humboldt an den Herausgeber.

Es ist mir eine große Freude gewesen, mein theurer **, eine so schöne und ich darf sagen befriedigende Schilderung Ihres genußreichen Lebens in Italien von Ihnen zu erhalten. Ihre Gesundheit ist durch diese Reise gestärkt und Ihr Geist nicht blos durch Bilder, sondern durch Ideen genährt worden. Sie haben eingesammelt was, bei Ihren trefflichen, intellektuellen und moralischen Anlagen, Ihnen im späten Alter noch Früchte tragen wird. Besonders freut es mich, daß nicht blos die Natur, die umgebende, sondern was auch Natur und von ihr unzertrennlich ist, das Italienische Volk, auf Sie gewirkt hat. Welche wunderbare Macht ist von dort ausgegangen! Dante und Michel Angelo und erste Geschichtschreibung und politische Freiheitsideen und Gründung aller Theile des Naturwissens: Anatomie, Botanik, Physik; alle Künste: Malerei, Bildhauerkunst und Musik. Kein neueres Volk in Europa kann sich mit diesem schaffenden Ruhme messen. Dazu, nach langer Unterdrückung und Erniedrigung,

noch immer viel hoher Sinn. — Ansicht der Welt und Ihrer Individualität lassen mich Ihre nächsten Lebenspläne einer Uebersiedlung nach Amerika und zunächst nach England vollkommen billigen. Das Leben ist ja nun einmal an gewisse Bedingungen geknüpft. Wie könnten Sie, lieber **, daran zweifeln, daß ich Ihnen nicht meine besten Empfehlungen gern anbiete. Wirksamer und wichtiger sind dieselben freilich für Nord-Amerika, wo die Menschen sich mehr durch einen Brief von mir geehrt finden, wo das Bedürfniß nach Talent und Wissen größer ist. In England sind meine Verbindungen leider zu sehr auf den Kreis der Physiker, Astronomen beschränkt. Doch kann ich sehr auf die Freundschaft des edeln, freigesinnten, sehr einflußreichen * rechnen. Briefe, die wirken sollen, müssen nur acht bis zehn Tage vorher geschrieben sein. Ich bitte Sie also, wenn die Epoche Ihrer Abreise genau fixirt sein wird, mir zu schreiben, so daß mir etwa fünf Tage übrig bleiben, um Ihnen die Briefe nach ** zu schicken. Die Briefe für Amerika schicke ich auch, bis auf eine allgemeine offne Empfehlung, wegen plötzlichen Hinsterbens, erst wenn Sie mir von England aus schreiben. Große Vollkommenheit im Englisch-Schreiben, um aus dem Deutschen ausgezeichnet übersetzen zu können, wird Ihnen sehr nöthig sein.

Den Lakonismus dieser Zeilen müssen Sie meiner bedrängten Lage und der bewegten, dabei Nichts zur Ent-

…nheit des Kaisers,
…chen Anhänglichkeit
…t weniger gut als
…chenswerth er war,
…Sie in Belgien und
…enkreis verengernd,
…tlich sein kann.

…v. Humboldt.

…Familie.

…em recht viel ver-
…historischer Darstel-
…würde es einst nütz-
…ka erscheinen. Ich
…daß Sie ihm Ihre

Humboldt an den Herausgeber.

Sie werden, mein theurer **, fast mit derselben Post drei Empfehlungsbriefe erhalten haben, 1) an ** (Excellenz!) Sprechen Sie über von Hippel und die primitive Kirche und die Zeugnisse, welche Aegyptische Namen für die biblischen Traditionen geben, überhaupt von Ihren Geschichtsideen. Einer seiner Söhne hat merkwürdige Untersuchungen über die Geographie des Ptolomäus an der östlichen Küste von Afrika gemacht; 2) an **, meiner Familie sehr zugethan, seitdem mein Neffe, der nachmalige Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Bülow, Gesandter in London war; 3) an **, einen der ausgezeichnetsten Geognosten von Europa . . . ., in ganz Europa gereiset, vornehm, eitel, reich, aber gutmüthig, sehr herrschend über viele gesellschaftliche Kreise, wie auch der brave und bescheidene **. Alle drei sehr protestantisch religiös; **, wie Sie wissen, politisch liberal; **, high tory und russisch.

Ich wiederhole, daß Sie die Briefe zwar selbst ab-

geben (nebst Karte mit Wohnung), aber sagen, daß Sie den nächsten Tag wieder kommen würden, um sich dann erst vorzustellen. Die Menschen müssen vorher die Briefe über Sie und Ihre Zwecke gelesen haben.

Da ich todt sein könnte, ehe Sie mir die Briefe für Nord-Amerika abfordern, so lege ich Ihnen eine allgemeine Empfehlung für Amerika bei, die Sie auch in England da zeigen können, wo Sie von der Amerikanischen Reise kein Geheimniß machen wollen. Ich hatte heute morgen nicht Zeit, das besiegelte Blatt beizulegen. Sie sehen, daß meine wärmsten Wünsche Sie begleiten.

Ihr

A. v. Humboldt.

Potsdam, 27. Okt. 1853.

Sagen Sie überall, daß ich wüthig über den in Deutschlands vornehmer Gesellschaft noch herrschenden Unsinn des Tischdrehens bin.

Einlage,

(enthaltend die p. 126 erwähnte allgemeine Empfehlung).

Je prie tous Ceux qui, aux Etats-Unis et dans d'autres parties du Nouveau Continent, ont conservé de la bienveillance pour mon nom et pour mes travaux relatifs à l'Amérique, d'accueillir avec bonté une personne distinguée par ses talens et la noblesse de son caractère, Monsieur le D^r **, mon compatriote, porteur de ces lignes. Appartenant à une famille très-honorable, neveu de l'Evêque évangelique **, qui m'avait voué une amitié particulière, M. le D^r **, a fait de fortes études historiques et de litératures anciennes et modernes, études qui le rendront très-utile dans les Académies et Institutions d'Education. Je prends le plus vif et le plus affectueux interêt à son sort et au succès de son voyage.

Le Baron Alexandre de Humboldt.

à Sanssouci près Potsdam, ce 27. Oct. 1853.

Niederlassung in England. Besuch in Berlin.

Zu Anfang November, unmittelbar nach dem Eintreffen der obigen Briefe, siedelte ich nach England über — wie die meisten Ausländer, welche dies wundersame Inselreich besuchen, nicht ohne Illusionen in meinen Erwartungen, aber ebenso sympathetisch überrascht durch große Phänomene des geschichtlichen Lebens, an deren Existenz in England ich früher gezweifelt hatte. Der deutschen Kleinstädterei und Zerrissenheit, der Polizeimisère, der hinträumenden Erschlaffung jener traurigen Zeit entronnen, athmete ich auf in dem energisch pulsirenden Mittelpunkte einer großen, einigen, ihrer Kraft und Freiheit bewußten Nation. Alles, was ich bisher gesehen, schrumpfte vor der Großartigkeit des umgebenden Weltverkehrs, vor der Weite des neugeöffneten Lebenshorizonts, ins Pygmäenhafte zusammen. Ich sah zum erstenmal einen politisch-sozialen Nationalorganismus, nicht mehr durch das monotone System einer Regierungsmaschine, nach den Launen persönlicher Willkür, von oben her in Bewegung gesetzt

oder gehemmt, sondern von dem Prinzip des Voluntarismus, des individuellen Unternehmungsgeistes, von innen beseelt und getragen. Bald dachte ich nicht mehr an die Ausführung meiner Amerikanischen Pläne. England erschien mir als das Europäische Amerika und hob sich in vortheilhaftem Relief von dem Hintergrunde der „Neuen Welt" ab, deren ideelle Phantasiefärbung sich mit jeder neuen Erfahrung in grellere Kontraste von Licht und Schatten auflöste. Wenn es auch hier an schroffer Härte des Lebens, an Kämpfen, Entbehrungen und Enttäuschungen nicht fehlte; wenn das Hervortreten krankhafter historischer Auswüchse an dem politischen Systeme den Glanz des ersten Eindrucks schwächte; wenn, durch puritanische Anklänge in den herrschenden Sitten, der von der Praxis politischer und individueller Freiheit verwöhnte Sinn oftmals verletzt wurde, — so wußte ich nur zu gut, in wie roh kolonialer Form alle diese Mängel in Amerika herrschen und fühlte mich durch die größere Nähe des Europäischen Geisteslebens entschädigt. Dazu kam, daß das Glück meine Bestrebungen begünstigte, daß eine verhältnißmäßig kurze Zeit genügte, mir in der neuen Heimath eine gesicherte Existenz zu gründen. — — Fast drei Jahre flossen so schnell dahin. Ich ließ Humboldt, wie früher, nicht in Unkenntniß über die Gestaltung meines Lebens und wußte, daß er theilnehmend meiner gedachte, obgleich keine direkten Nachrichten von ihm mich erreichten. Und Nichts

würde die Gewißheit dieses Andenkens erschüttert haben, hätte das Leben mich auch nie wieder mit dem verehrten Freunde zusammengeführt, wären seine Freundesworte auch nimmermehr in irdischen Tönen an meine Seele gedrungen.

Doch es lag noch ein Wiedersehn mit ihm vor mir. Ein trauriges Ereigniß führte mich im Sommer des Jahres 1856 nach Deutschland und nach Berlin, und nachdem den Geboten ernster Pflichten Genüge geschehen, bei wem hätte ich in der Stadt, die mich kälter als je berührte, freudiger hoffen dürfen, in dem Jugendlande des Geistes aufzuathmen, als bei Humboldt? — Ich schrieb ihm über die Veranlassung meines Aufenthalts in Berlin und bat um eine Zusammenkunft. Als ich Abends spät nach Hause zurückkehrte, fand ich schon einen Brief von seiner verehrten Hand auf mich wartend.

Humboldt an den Herausgeber.

So traurig auch für einen edlen tieffühlenden Menschen wie Sie, theurer **, die Veranlassung ist, die Sie hierherführt, so will ich doch meine Freude darüber äußern, Sie in meinem Uralter noch einmal sehen zu können und zwar schon morgen Dienstag um 2 Uhr.

Freundschaftlichst

Ihr

A. v. Humboldt.

Berlin, 28. Juli 1856.

Letzter Besuch bei Humboldt.

Berlin, 30. Juli 1856.

Und so wanderte ich noch einmal den alten Weg, nach der Oranienburgerstraße, klingelte an dem wohlbekannten Hause, erstieg die schmale Wendeltreppe und er trat mir wieder, wie in frühern Jahren, aus dem Studirzimmer entgegen, grüßte mit freundlichem Wort und Händedruck und noch einmal saßen wir in vertrautem Gespräch beisammen. Ich mußte mich ganz nahe an ihn heransetzen. „Denn in meinem Alter", sagte er, „nimmt das Gehör ab und ich möchte gern Alles verstehen, was Sie mir sagen."

Ich bemerkte in ihm keine Veränderung nach den vier Jahren, seit wir uns zuletzt gesehen. Die gesunde Gesichtsfarbe, der lebhafte Blick der Augen, die rasche, deutliche Sprache, die humane Schönheit seiner ganzen ehrwürdigen Erscheinung waren dieselben geblieben. Seine erste Frage bezog sich natürlich auf **. „Welch plötzlichen herben Verlust Sie erlitten haben!" sagte er, als ich meine Erzählung beendet hatte. „Aber ich hoffe, Sie werden die Bitterkeit des Schmerzes überwinden und nur die ver-

söhnende Erinnerung bewahren. Wie haben sich sonst Ihre Verhältnisse in der jüngsten Zeit gestaltet? Sagt das Leben in England Ihrem Geschmack noch zu, oder denken Sie an eine Veränderung?" Theilnehmend und, wie es schien, mit großer Befriedigung, hörte er nun meine nach dieser Seite gehenden Mittheilungen an und bemerkte darauf: „Sie haben Recht; England gewährt die meisten Vortheile und entbehrt mancher Nachtheile des Amerikanischen Lebens. Freilich giebt es allerlei Fragen, die man weder mit den Engländern noch mit den Amerikanern so unbefangen diskutiren kann als mit der Elite unsrer Landsleute; allein in ihrer fanatischen Parteileidenschaft und einer gewissen barschen Brutalität der Ansichten, welche aus einem Stücke ist mit der, selbst in den Alten Staaten noch herrschenden Gewohnheit, stets bewaffnet zu gehn, stehn die Amerikaner doch weit hinter der Kulturentwicklung des Mutterlandes zurück. Sie haben gewiß in den Zeitungen von der Aufregung gelesen, welche in diesem Augenblicke in den Vereinigten Staaten gegen mich herrscht, weil ich in meinem Werke über Cuba geäußert habe: die Lage der schwarzen Bevölkerung unter spanischer Herrschaft sei in mancher Beziehung besser gewesen als die der Sklaven unter Nord-Amerikanischer. Die Bemerkung stand schon seit fast zwanzig Jahren in der ersten Ausgabe jenes Werks. Jetzt findet man sie, vielleicht aufmerksamer gemacht durch politische Kombinationen, heraus und ist

wüthend gegen mich. Ich habe übrigens schon in einem Briefe auf diese Angriffe erwidert und mich in starken Worten, wie es nöthig war, darüber ausgesprochen."

Unmittelbar seit meiner Rückkehr aus England hatte ich mit großer Lebhaftigkeit den Kontrast der öffentlichen Zustände: die Stille, die Apathie, die Beengtheit, den Mangel eines großartigen Verkehrs, kurz alle die Schranken empfunden, welche der Entwicklung der individuellen, wie der nationalen Freiheit in unserm Vaterlande hemmend entgegenstehen. Ich erwähnte dieses Eindrucks gegen Humboldt und sprach meine Ansicht aus, daß, trotz so vieler mittelalterlicher Auswüchse, feudaler Trümmerreste und Sonderbarkeiten, England, in den angegebenen Beziehungen, dennoch dem den Kontinent wieder betretenden Fremden mehr denn dieser als Heimathsland erscheine. „Ich begreife Ihre Empfindung sehr gut", sagte er rasch. „Es ist in England mit der Freiheit wie mit gesunden Zähnen. Man spricht nicht davon und denkt nicht daran, daß man sie hat; man gebraucht sie als natürliche, selbstverständliche Werkzeuge des täglichen Lebens. Hier beginnt dann plötzlich die Reflexion wieder, weil die Zähne zu schmerzen anfangen."

Die sonst in Deutschland gegen England herrschenden Vorurtheile berührend, erwähnte ich unter andern der seltsamen Meinung über die Englischen Frauen: als ob dieselben, in dem geselligen Verkehr, sich durch förm-

liche Abgeschlossenheit, durch steife Prüderie vor andern ihres Geschlechts bemerklich machten, als ob sie weniger als die Frauen andrer Länder an dem Leben der Männer theilnehmen. Kein Vorurtheil hatte ich ungerechtfertigter gefunden. Freiheit der geselligen Beziehungen, Sinn für Bildung und eine lebhafte Theilnahme an den Ereignissen und der Entwicklung der Nation sei ganz im Gegentheil in der Englischen Frauenwelt energisch ausgeprägt. „Freilich", bemerkte Humboldt. „Und die Theilnahme am öffentlichen Leben und an geistigen Interessen erhält dann auch frisch bis ins Alter. Betrachten Sie nur die frühalten, sequestrirten Frauenzimmer, wie man sie so oft bei uns in Deutschland findet; während bei den Englischen und Französischen Damen, die in der Gesellschaft und im Salon leben, die Jugend, möchte man sagen, im Alter erst recht beginnt."

Er entrollte mir dann noch einmal ein Bild jener wunderbaren, in ihrer Art gewiß einzigen, Thätigkeit seines hohen Alters, einer Thätigkeit, die, außerordentlich an sich, noch außerordentlicher erscheint, wenn man bedenkt, daß kurz vor Humboldt's großer Amerikanischer Reise die Aerzte an seiner Gesundheit verzweifelt hatten. „Ich arbeite", sagte er, „meist noch ununterbrochen bis drei Uhr Morgens. Dann schlafe ich etwa vier Stunden. Ich könnte länger schlafen, zehn bis zwölf Stunden, — habe es auch versucht, aber es aufgegeben, weil ich keine größere Er-

quickung darnach empfinde. Im Ganzen, wenn ich mein Alter von sechsundachtzig Jahren in Anschlag bringe, kann ich mit meiner Gesundheit nur zufrieden sein. Kleinere Verstimmungen gehen gewöhnlich rasch vorüber; neulich z. B. litt ich von Ausschlag am Arme, wobei das Merkwürdige war, daß nicht die Stellen juckten, wo der Ausschlag sich befand, sondern die, wo er sich nicht befand". Er streifte bei diesen Worten Rock und Hemdärmel in die Höhe und ich sah eine fleckenlos reine, weiße, runzellose Haut auf dem, noch eine gesunde Rundung zeigenden, nirgends abgemagerten Arme. „In unserm schreibenden, lesenden Deutschland", fuhr er fort, „hat ein Mensch wie ich das Unglück, als eine Art Wunder und Kuriosität betrachtet zu werden. Alle drängen sich an ihn heran, als ob er der einzige Vertreter der Wissenschaft wäre, was, wenn ich z. B. in Paris lebte, wo das Interesse sich auf mehr Individualitäten vertheilt, anders sein würde. Hinzu kommt dann noch meine Stellung am Hofe, so daß ich nicht blos Briefe von wissenschaftlichen Menschen erhalte, sondern von Leuten aller Art: angehenden Poeten, Putzmacherinnen, Vorsteherinnen wohlthätiger Anstalten, die mir Arbeiten zum Verkauf bei der königlichen Familie antragen, oder um Geldgeschenke und Unterstützung bitten — und unzählige Dinge dieser Art. Auch meine wissenschaftliche Korrespondenz ist immer noch im Zunehmen begriffen. Deutschland, Italien, Frankreich, England, Amerika stürzen

sich auf mich mit einem wahren Bombardement von Briefen. Ich empfange gegenwärtig jedes Jahr durchschnittlich dreitausend Briefe, und beantworte etwa zweitausend. Meine Ausgaben an Postgeld belaufen sich auf 500—600 Thaler. Nun habe ich mich trotzdem bis auf den heutigen Tag nie entschließen können, einen Sekretär zu nehmen. Es kommt dadurch etwas Steifes, Geschäftsmäßiges in die Korrespondenz, während man durch ein paar einfache selbstgeschriebene Worte so oft erfreuen kann und zugleich den Gegenstand nicht selten rascher erledigt. Erinnern Sie sich nur, wie langweilig Goethe's Briefe werden, nachdem er einen Sekretär genommen hatte. Sie sehen hieraus aber auch, daß ich meine Nächte zur Arbeit nöthig habe."

Er erkundigte sich dann nach meinen Arbeiten in ***, und ich mußte weitläufiger davon erzählen. , ...

. . . .

Er streifte noch sonst an politische Dinge, wie an die Französischen Zustände, an Louis Napoleon, den er „das Antidotum aller Freiheit" nannte. Bei Erwähnung meiner Beziehungen zu ***, berührte er dessen Verhältniß zu ****. „Dieser sei ja bekannt für die Facilität seiner Meinungen". „*** scheint in eine Mongolomanie hineingerathen, worüber ich mich gegen ihn selbst einmal scherzhaft geäußert, indem ich ihm schrieb: er erinnere mich an einen Naturforscher, der alle Thiere in zwei Klassen ge-

theilt, solche, die ein gewisses Merkmal hätten und solche, die es nicht hätten. Aehnlicherweise theile er alle Sprachen in solche, die mongolisch seien und solche, die nicht mongolisch seien. Uebrigens hat er in andrer Beziehung bedeutende Verdienste . . . ." —

Ich mußte auch über die Italienische Reise noch Mehreres nachholen. Wir kamen dabei auf den Verfasser des „Corsika" und der „Figuren" und Humboldt äußerte sich mit der größten Anerkennung über das erstgenannte Werk. Besonders rühmte er die Kapitel über Napoleon und die Napoleoniden. „Das Buch habe durch Geist und Schönheit der Darstellung, durch die charakteristische Naturwahrheit, mit der es ein verhältnißmäßig wenig bekanntes Land und Volk schildere, in den verschiedensten Kreisen Aufsehn erregt und während der Krankheit des Königs, nach dem letzten Mordanfall, habe er (Humboldt) es diesem fast ganz vorgelesen."

So ging die Unterhaltung fließend, heiter, lebendig fort. Ich war länger als eine Stunde bei ihm. Als ich mich zum Fortgehn erheben wollte, reichte er mir die Hand und drückte noch einmal seine Freude aus, mich gesehen zu haben. „Da ich so ganz ein Schreib- und Druckmensch bin", sagte er, „würde es mir eine große Befriedigung sein, ****, mit Ihrem Namen gedruckt, bald vor mir zu sehen. Ich besitze auch Verse von Ihnen und hoffe, Sie werden Ihr Talent nicht vernachlässigen. Gleich bei unsrer

ersten Bekanntschaft habe ich den angenehmen Eindruck von Ihnen empfangen, der sich nun schon so oft wiederholt hat. Wir sind ja jetzt schon ganz alte Bekannte". Dann, als ich, aufstehend, ihm in bewegten Worten ausdrückte, was ich unvergänglich für ihn empfand, daß die in seiner Nähe verlebten Stunden, die von ihm mir bewiesene Freundschaft stets über allen schönsten Erinnerungen meines Lebens glänzen werden, sah er mit dem vollen Blick seiner geistvollen blauen Augen zu mir auf und sagte mit eigenthümlich ergreifendem Tone: „Ich werde noch leben, ich fühle noch große geistige Frische in mir. Lassen Sie mich auch ferner von Ihren Schicksalen hören und behalten Sie mich lieb". Und schließlich noch kurze Erzählung von M's apokalyptischen Plänen, die ich schon vorher erwähnt hatte. Herzliches Lachen, Händedruck, heitrer, bewegter Abschied.

Epilog.

Meine eben erzählte Zusammenkunft mit Humboldt war die letzte. Er schickte mir noch in Berlin einen Brief, um dessen Besorgung er mich gebeten, und zu wiederholten Malen, seit meiner Rückkehr nach England, zuletzt noch zwei Monate vor seinem Tode, wurden freundschaftliche Grüße von ihm mir überbracht. In vollem Wohlsein beendete er noch den vierten Band des „Kosmos", des großen Werks seines Lebens. Dann kam die Kunde von seiner Krankheit, von seinem Tode. Schön und klar, eine ruhig versinkende Sonne, war er aus der Welt geschieden, über der sein Genius, vor mehr als zwei Menschenaltern, emporgestiegen und bis an sein spätes Ende in glanzvoller Klarheit geleuchtet hatte.

Sein Verlust wurde gefühlt und betrauert in dem Reiche des Geistes, das er durch Heldenthaten des Genius verherrlicht, in der Tiefe der Herzen, die ihn kannten, bis an die fernsten Grenzen der zivilisirten Erde. Aber

einem so reich in sich vollendeten Leben wie dem seinen, begonnen und beschlossen im Dienste der Wissenschaft und der Menschheit, folgen keine Thränen des Schmerzes nach. Es folgt ihm die Liebe und Bewunderung der Nachwelt, in allen kommenden Geschlechtern, und der seinem Andenken geflochtene Kranz ist kein Todtenkranz auf sein Grab, sondern der unsterblich grünende Lorbeer um seine Stirne.

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

